



Hans Dieter Schaal

Memorials. Betrachtungen über Denk-Male in unserer Zeit

208 S. mit 123 Abb., 233x284,5 mm, fest geb., deutsch
ISBN 978-3-936681-87-1
Euro 69.00, £ 56.00, US \$ 89.00, \$A 98.00

Thema dieses Buches ist die Erinnerung. Woran erinnert man sich? An freudige Ereignisse denkt man gern zurück und möchte sie wieder und wieder durchleben. Dagegen sind Kriege, Genozide, Flucht, Vernichtung und Epidemien Ereignisse, an die man sich mit Grauen erinnert und die man zuweilen aber auch aus seinem Gedächtnis verdrängt.

Schließlich ändern sich die Zeiten, und man beginnt alles, was war, zu vergessen. Der Blick auf die Welt droht in der Gegenwart verlorenzugehen.

Denkmäler arbeiten gegen das Vergessen an. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts waren es Marmorbüsten, Reiterfiguren, Bronzeskulpturen, Säulen, Tore und Grabmäler, die im öffentlichen Stadtraum und in Parks aufgestellt wurden. Helden und ihre Taten aus militärischen, politischen und kulturellen Bereichen wurden auf diese Weise geehrt und die Erinnerung an sie wachgehalten. Ihr Ziel bestand darin, die angesprochenen Menschen zu erziehen und zu ermahnen.

Heute, in unserer demokratisch-pluralistischen Gesellschaft, in der moderne Kommunikationsmittel alle Entwicklungen rapide beschleunigen, ist die Definition des Denkmals als feierliches, massives Zeichen der Erinnerung, das historische Momente wiederaufleben läßt, obsolet geworden. Täglich werden wir von den Massenmedien mit einer Unzahl von Bildern der Vergangenheit und Gegenwart überflutet. Millionen von Menschen können so an vergangenen und gegenwärtigen Ereignissen teilnehmen. Es gibt geradezu unendlich viele kollektive Erlebnisse und ebensoviele Zeichen der Erinnerung. Was kann unter dieser Voraussetzung noch als Denkmal bezeichnet werden?

Mit dieser und anderen Fragen zum Thema Denkmal setzt sich der Autor in seinem Buch auseinander und präsentiert seine tiefe Einsicht in alle Bereiche der Architektur- und Kunstgeschichte, der Philosophie sowie der neuen Medien. Das Buch stellt einen Gewinn für jeden Leser dar, der nach Gedanken und Informationen sucht, die über den Mainstream hinausweisen.

Hans Dieter Schaal ist Bühnenbildner, Architekt, Landschaftsgestalter, Philosoph und Utopist in einem. Seine Werke, von denen die Mehrzahl durch die Edition Axel Menges veröffentlicht wurden, haben inzwischen ein Publikum weit über sein Heimatland hinaus gefunden. Der Autor lebt und arbeitet in Attenweiler bei Biberach an der Riß.

Auslieferungen

Brockhaus Commission
Kreidlerstraße 9
D-70806 Kornwestheim
Germany
tel. +49-7154-1327-33
fax +49-7154-1327-13
menges@brocom.de

Gazelle Book Services
White Cross Mills
Hightown
Lancaster LA1 4XS
United Kingdom
tel. +44-1524-68765
fax +44-1524-63232
sales@gazellebooks.co.uk

National Book Network
15200 NBN Way
Blue Ridge Summit, PA 17214
USA
tel. +1-800-4626420
fax +1-800-3384550
custserv@nbnbooks.com



Hans Dieter Schaal

Memorials. Betrachtungen über Denk-Male in unserer Zeit

208 pp. with 123 illus., 233x284,5 mm, hard-cover, German
ISBN 978-3-936681-87-1
Euro 69.00, £ 56.00, US \$ 89.00, \$A 98.000

The topic of this book is memory. What do we remember? We like to recall joyful events and wish we could relive them again and again. On the other hand wars, genocides, flight, destruction and epidemics are events remembered with horror, and sometimes their memory is even repressed.

Eventually times change, and we begin to forget everything that happened. Our vision of the world is in danger of vanishing.

Monuments counteract forgetting. Up to the beginning of the 20th century these were marble busts, figures of horsemen, bronze sculptures, columns, gateways and tombs that were erected in public urban spaces and in parks. This was a way to honour heroes and their military, political and cultural feats and to keep their memory alive. Their goal was to educate and admonish people.

Today, in our democratic, pluralistic society, when modern means of communication accelerate all developments, the definition of the monument as a solemn, massive sign of remembrance that brings to mind historic moments has become obsolete. Daily the mass media inundate us with a plethora of images of the past and the present. Thus millions of people can participate in past and present events. There is an almost infinite number of collective experiences and just as many signs of remembrance. This being so, is there anything that can still be called a monument?

It is this and similar questions regarding monuments that preoccupy the author in this book; he presents his profound insights into all aspects of the history of architecture and art, of philosophy and the new media. The book is a godsend for readers who are looking for ideas and information that go beyond the mainstream.

Hans Dieter Schaal is a stage designer, architect, landscape de-signer, philosopher and utopian rolled into one. His works, most of which were published by Edition Axel Menges, have in the meantime found an audience not only in his home country, but throughout the world. The author lives and works in Attenweiler near Biberach (Riss).

Distributors

Brockhaus Commission
Kreidlerstraße 9
D-70806 Kornwestheim
Germany
tel. +49-7154-1327-33
fax +49-7154-1327-13
menges@brocom.de

Gazelle Book Services
White Cross Mills
Hightown
Lancaster LA1 4XS
United Kingdom
tel. +44-1524-68765
fax +44-1524-63232
sales@gazellebooks.co.uk

National Book Network
15200 NBN Way
Blue Ridge Summit, PA 17214
USA
tel. +1-800-4626420
fax +1-800-3384550
custserv@nbnbooks.com

Thema dieses Buches ist die Er-Innerung. Woran er-innert man sich? An freudige Ereignisse denkt man gern zurück und möchte sie wieder und wieder durchleben. Dagegen sind Kriege, Genozide, Flucht, Vernichtung und Epidemien Ereignisse, an die man sich mit Grauen erinnert und die man zuweilen aber auch aus seinem Gedächtnis verdrängt.

Schließlich ändern sich die Zeiten, und man beginnt alles, was war, zu vergessen. Der Blick auf die Welt droht in der Gegenwart verlorenzugehen.

Denk-Male arbeiten gegen das Vergessen an. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts waren es in erster Linie Marmorbüsten, Reiterfiguren, Bronzeskulpturen, Säulen, Tore und Grabmäler, die im öffentlichen Stadtraum und in Parks aufgestellt wurden. Helden und ihre Taten aus militärischen, politischen und kulturellen Bereichen wurden auf diese Weise geehrt und die Erinnerung an sie wachgehalten. Ihr Ziel bestand darin, die angesprochenen Menschen zu erziehen und zu ermahnen.

Heute, in unserer pluralistischen Gesellschaft, in der moderne Kommunikationsmittel alle Entwicklungen rapide beschleunigen, ist die Definition des Denkmals als feierliches, massives Zeichen der Erinnerung, das historische Momente wiederaufleben läßt, obsolet geworden. Täglich werden wir von den Massenmedien mit einer Unzahl von Bildern der Vergangenheit und Gegenwart überflutet. Millionen von Menschen können so an vergangenen und gegenwärtigen Ereignissen teilnehmen. Es gibt geradezu unendlich viele kollektive Erlebnisse und ebensoviele Zeichen der Erinnerung. Was kann unter dieser Voraussetzung noch als Denk-Mal bezeichnet werden?

Mit dieser und anderen Fragen zum Thema Denkmal setzt sich der Autor in seinem Buch auseinander und präsentiert seine Gedanken zu allen Bereiche der Architektur- und Kunstgeschichte, der Philosophie sowie der neuen Medien. Das Buch stellt einen Gewinn für jeden Leser dar, der nach Erkenntnissen und Informationen sucht, die über den Mainstream hinausweisen.

Hans Dieter Schaal ist Bühnenbildner, Architekt, Landschaftsgestalter, Philosoph und Utopist in einem. Seine Werke, von denen die Mehrzahl durch die Edition Axel Menges veröffentlicht wurden, haben inzwischen ein Publikum weit über sein Heimatland hinaus gefunden. Der Autor lebt und arbeitet in Attenweiler bei Biberach an der Riß.

069.00 Euro
056.00 £
089.00 US\$
098.00 \$A

ISBN 978-3-936681-87-1 5 8 9 0 0

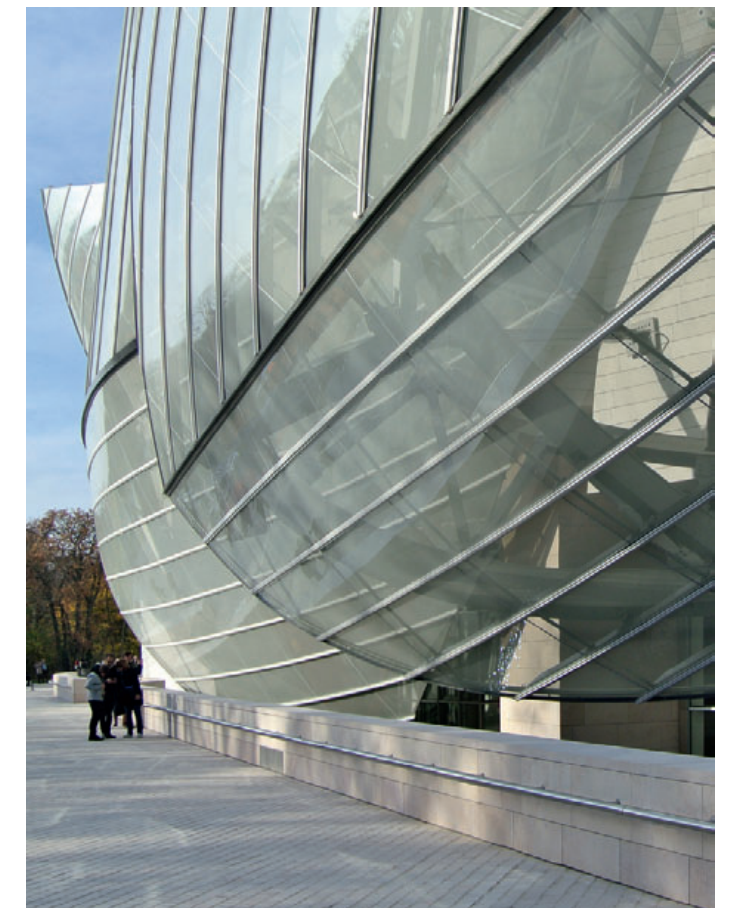


9 783936 681871

Hans Dieter Schaal
Memorials

Menges

Hans Dieter Schaal
Memorials
Betrachtungen über
Denk-Male
in unserer Zeit



Hans Dieter Schaal

Memorials

Betrachtungen über
Denk-Male
in unserer Zeit

Edition Axel Menges

Inhalt

6	Vorbemerkung
8	1. Der Stand der Dinge
12	2. Rückblick auf den ersten Medienwechsel: die Fernsehrevolution
35	3. Zweiter Medienwechsel: die zukünftigen Denkmäler der Computer- und Internetrevolution
44	4. Erinnerungs- und Denkmalsorte heute
68	5. Neue Museen (Museumsdenkmäler)
102	6. Sensations- und Show-Architekturen
114	7. Walt Disney
125	8. Denkmäler des Konsums
143	9. Autos: Denkmäler oder Denkmalsatzobjekte
155	10. Industrielandschaften. Denkmäler der Landschaftszerstörung
160	11. Kriege und Waffen heute
181	12. Weltallblicke. Denkmäler des kosmischen Fernwehs
190	13. Sterben, Tod und Friedhöfe heute
207	Zusammenfassung und Ausblick

Vorbemerkung

Denk- und Mahnmäler waren im 19. Jahrhundert noch eindeutig erkennbare Verherrlichungs- und Erinnerungszeichen (Marmorbüsten, Reiterfiguren, Bronzeskulpturen, Säulen, Tore, Grabmäler), die an Helden und ihre Taten aus militärischen, politischen und kulturellen Bereichen, aufgestellt im öffentlichen Stadtraum und in Parks, erinnern sollten. Ihr Ziel bestand darin, die bürgerlichen Untertanen jedes Alters und jeder Gesellschaftsschicht zu erziehen und zu ermahnen.

Mit der befreienden Mobilisierung der Massen, den Kriegskatastrophen und den technischen Erfindungen (nach Telephon, Photographie und Film: Radio, Auto, Fernsehen, Computer und Internet) des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts brachen Definitionsverwirrungen und revolutionäre Umdeutungen in die Denkmalszonen ein. Der einst so bildungsgetränkte Begriff wurde aus seinen angestammten Bereichen real und medial herausgesprengt. Seine neue Heimatlosigkeit ist seither von einem Hauch demokratischer, manchmal sogar abenteuerlicher, anarchistisch-tastender Freiheit umweht. Im 21. Jahrhundert können wir »Normalmenschen« nicht mehr genau sagen, was ein Denkmal ist. Man spricht von Baudenkmal, Kulturdenkmal, Geschichtsdenkmal, Zeitdenkmal, Entwicklungsdenkmal, Naturdenkmal, Wortdenkmal, Bodendenkmal, Industriedenkmal, Ausgrabungsdenkmal (archäologisches Denkmal), Filmdenkmal, Schönheitsdenkmal, Häßlichkeitsdenkmal, Grabdenkmal, Kunstdenkmal, Baumdenkmal, Denkmalschutz und Denkmalpflege. Außerdem von Gedenkstätten und Informationsorten mit Denkmalscharakter.

Überall, wo die Blitzlichter und Scheinwerferkegel der Journalisten und Reporter aufleuchten, kann ein (temporäres) Denkmal entstehen. Jeder neue Bild- und Wortvorschlag, auch jeder reale Denkmalsentwurf sucht tastend, manchmal sensationsgierig oder experimentell forschend, dann wieder stur konservativ, nach neuen – oder alten – Antworten.

Generell zerfällt die heutige Denkmalswelt in positive und negative Zeichen. Oft stehen bei negativen Erinnerungen Katastrophen im Zentrum des öffentlichen Interesses. Als Konsequenz daraus befassen sich auch die Mahn- und Denkmäler, die Erinnerungs- und Gedenkstätten mit diesen Ereignissen.

Vor allem im Bereich der positiven Denkmäler hat sich ein gewaltiger Strauß von neuen Denkmalsbildern entfaltet. Manche der Kreationen von Vorbildern nimmt man inzwischen nur noch als ganz alltägliche, bunte Blüten der modernen Stadtkonographien wahr, andere drängen sich täglich über die Reklamewelt ins Bewußtsein. Oft wird den Stadt- und Mall-Benutzern nicht mehr wirklich bewußt, daß sie gewisse Objekte und Bilder – teure Markenkleider, Autos, aber auch sensationelle Architekturen und moderne Heldenphotos aus der Werbung, dem Fernsehen, den Kinofilmen, dem Sportbereich und der Musik – wie Denkmäler verehren und anbeten. Eine zusätzliche Irritation bei der Unterscheidung zwischen Gut und Böse, zwischen Gedenken und Abschreckung, zwischen Vorbildhaftigkeit und Verachtung besteht darin, daß manchmal eindeutige Botschaften, Haltungen und Mahnungen ausgespart bleiben. Das Verschweigen bringt für manche Betrachter (vor allem Orts- oder Kulturfremde) Unsicherheit mit sich. Woher soll man als Besucher wissen, daß sich etwa das Holocaust-Denkmal in Berlin gegen den Holocaust und gegen das Vergessen der grausam-zynischen Verfolgungs- und Mordvorgänge wendet? Jeder Erklärungstext fehlt im Platzbereich und im Straßenraum der Umgebung. Dafür gibt es die so beliebten – manchmal etwas versteckten – Informationsorte. Sie neigen durch ihre übertrieben-sachliche Wissenschaftlichkeit zu einer unbeteiligt-zynischen Kälte. Das gleiche gilt für die denkmalartigen Großphotos der Models in den Schaufenstern der Kaufhäuser: Woher soll der Passant oder Tourist wissen, daß diese Photos nicht als Mahnmäler gegen Magersucht und übertriebenes Schminken gedacht sind? Oder beim Blick auf sensationelle Museumsarchitekturen: Woher soll man wissen, daß Frank Gehry in Bilbao ein Verherrlichungsgebäude für moderne Kunst gebaut hat und kein Denkmal für oder gegen baskische Terroranschläge?

Gewisse Meinungs- und Definitionsübereinkünfte sind im Vorfeld notwendig. Sie machen die jeweilige Kultur aus. Jeder kann die Bilder anders lesen. In den westlich-liberal-demokratischen Kulturen verwischen die Grenzen zwischen (positiver) Propaganda-Reklame und (negativer) Gegen-das-Vergessen-Mahnung zunehmend. Eindeutige schriftliche Erklärungen wie bei Kriegerdenkmälern des Ersten und Zweiten Weltkriegs, bei heutigen Werbespots oder wie bei Demonstrationen mit konkreten Zielen (»Mehr Geld für die Arbeiter!«) sind an den Denkmälern selten geworden. Wo steht heute noch: »Gegen Krieg und Faschismus«, wo »Nie wieder ein Holocaust!« oder: »Gegen Armut!«, »Gegen Magersucht!«, »Für Freiheit und Reichtum!«.

Das Verstehen geschieht ausschließlich über sinnvolle Sätze und damit über die Sprache. Sie bildet – wie Ludwig Wittgenstein beschrieben hat – unsere Weltverständnisgrenze. Mit der aktuellen Bilderflut, auch im Denkmalsbereich, kehren wir in die analphabetischen Sphären der kul-



1. Frédéric-Auguste Bartholdi, Kopie der New Yorker Freiheitsstatue auf der zentralen Wieseninsel eines Kreisverkehrs in Colmar, der Geburtsstadt des Bildhauers.
2. Straße in Colmar, die auf die dortige Freiheitsstatue zu-führt.
3. Fußgängersteg über den Main in Frankfurt. Alltagsdenkmal, mit einem Photo im August 2013 verewigt.
4. Spielende Kinder auf einer Kanone am Sowjetischen Ehrenmal an der Straße des 17. Juni, Berlin.



turellen Frühzeit zurück. Archaik, Animismus und Science-fiction können sich begegnen, berühren und manchmal miteinander verschmelzen. Die meisten Weltreligionen haben dieses Phänomen – längst vor unseren medialen Revolutionen – vorexerziert. Ihre Erzählungen unterscheiden nicht zwischen Realität, Wunschtraum und Transzendenz. Reklame, Propaganda, mythischer Märchenzauber und Mahnungen gaukeln Welterklärungen vor, die immer noch faszinieren können. Im Zentrum steht meist eine beschriebene, gemalte oder plastisch dargestellte, gottgleiche Heldenfigur, die alle Gedanken, Ideen und Ideale zusammenfaßt: Jesus Christus am Kreuz, Buddha, Mohammed, Madonna, Mick Jagger, Tina Turner, Heidi Klum, Steve Jobs ...

Das vorliegende Buch will auf die heutigen, offenen Definitionsgrenzen und die neuen, unklaren, dennoch höchst interessanten Bedeutungsfelder im Bereich der bestehenden und geplanten Denkmäler aufmerksam machen. Einige Betrachtungen in diesem Zusammenhang – etwa über Fernsehen, Kino, Internet, Schaufenster, Malls, Werbung, Schönheit, Autos, Disney, Billy-Regale, Industrielandschaften und Raumfahrt – werden bei manchen Lesern vielleicht Befremden hervorrufen. Andere Gedankengänge liegen näher und sind nicht wirklich aufschreckend oder gar provozierend: die Beschäftigung mit den Folgen der Atomkraft etwa, der medialen Revolutionen oder mit Sterben und Tod. Eines ist klar: Wir leben in epochalen Umbruchszeiten, auch bezogen auf den eigenen Körper, das eigene Weltbild, das subjekte und kollektive Gedächtnis. Nicht nur die Zeugungsarten (Künstliche Befruchtung, Leihmütter) haben sich (für manche Paare) geändert, sondern auch viele Wertvorstellungen und Ausformulierungen bisheriger Kulturkomplexe. Alle sicher-konstanten Werte innerhalb der Erziehungs-, Bewußtseins-, Erinnerungs- und Planungswelt liegen zur Reparatur und Überarbeitung in den Denkwerkstätten und Versuchslabors der Intellektuellen, auf den Arbeitstischen der Universitäten, der Zeitungs- und Fernsehredaktionen, aber auch der Architekturbüros, der Werbeagenturen und Künstlerateliers. Letztlich gestalten daran alle Menschen mit. Wir werden permanent Zeugen von Denkmalsneuerschaffungen und gleichzeitig von Denkmalszerstörungen, Denkmalsauslöschungen und Denkmalsumdeutungen. Die meisten Entscheidungen darüber unterliegen den Gesetzen des vorherrschenden Zeitgeistes. Bei aller Liberalität werden auch hier harte und weiche Grenzen gezogen. Konkrete, sich in Gesetzen widerspiegelnde Entscheidungen überläßt man heute Politikern (Volksvertretern) und Fachleuten (Juristen), die Kommissionen bilden. Später, nach Bekanntgabe der Entscheidungen, berichten Journalisten und Fernsehredakteurinnen darüber und täuschen mit ihren Informationen, auch mit weiteren Diskussionen (abgedruckte Leserbriefe) und Scheindiskussionen (Talkshows im Fernsehen, Blogs) demokratische Prozesse vor. In Wirklichkeit sind allgemeine, jedem zugängliche Abstimmungen im Internet selten. Auf Grund ihrer Ohnmacht rächen sich zuweilen frustrierte Wutbürger und Bürgerinnen aller Altersgruppen – im Chor mit Boulevardzeitungen und Fernsehhetzsendungen – durch Demonstrationen, laute oder leise Kritik im Internet, durch Häme, Blog-Verleumdung, Denunziation, Haßäußerungen, Flugblatt- und Spray-Aktionen. Die reale und mediale Demontage bekannter Werte und Persönlichkeiten wird dabei gern in Kauf genommen oder angeregt. Sie stößt in jedem Fall auf eine große, zustimmende Gemeinschaft der Schadenfreudigen.



1. Der Stand der Dinge

Der nachfolgende Vorgang könnte sich in dieser Art jeden Tag abspielen. Gleichzeitig wäre es vorstellbar, daß ihn jemand filmt, ins Internet stellt oder in einen Fernsehbericht über Zeit, Gedächtnis und Erinnerung integriert. Hier, in diesem Buch wird er außerdem in Worten und Sätzen beschrieben. Ob das Ergebnis – ein aufgeschlagener Stein – gleichzeitig ein Denkmal für Zeit und Weltgedächtnis ist, sei dahingestellt.

Die Szene: Ein Mann wandert auf einem Feldweg über die Schwäbische Alb. Irgendwann sieht er am Wegrand einen besonderen Stein liegen, er bleibt stehen, bückt sich, hebt ihn auf, betrachtet ihn eine Zeitlang, wird neugierig, was wohl in seinem Inneren verborgen sein mag, – möglicherweise eine Versteinerung – und wirft ihn, mit der Absicht, ihn zu spalten, auf eine harte Zone des Wegbodens. Nach kurzer Zeit hat er sein Ziel erreicht, nimmt die beiden aufgespaltenen Steinhälften in die Hand und betrachtet die Innenseiten. Plötzlich wird ihm bewußt, daß der Blick in dieses Steininnere bis jetzt noch nie jemandem gewährt wurde. Jahrmillionen haben sich darin versteckt und abgelagert, sie schauen ihn in dieser Sekunde zum ersten Mal stumm an. Eine epochale Begegnung. Etwas Lebendiges mit Bewußtsein blickt auf geöffnete, versteinert-tote, rätselhafte Vergangenheit. Der Stein wird zum archäologischen Buch über die abgelagerte Zeit. Geschichte wird sichtbar. Doch wird sie wirklich sichtbar? Kann der Mann die Zeit entziffern? Kann er die Ablagerungen lesen? Was ist Zeit überhaupt?

Viele Philosophen, Soziologen und Physiker haben sich mit dem Phänomen Zeit auseinandergesetzt. Norbert Elias (1897–1990) schrieb in seinem Buch *Über die Zeit*: »Physiker sagen bisweilen, daß sie die Zeit messen. Sie bedienen sich mathematischer Formeln, in denen das Maß der Zeit als benanntes Quantum eine Rolle spielt. Aber man kann die Zeit weder sehen noch fühlen, weder hören noch schmecken, noch riechen. Das ist eine Frage, die auf Antwort wartet. Wie kann man etwas messen, das man nicht mit Sinnen wahrzunehmen vermag? Eine Stunde ist unsichtbar.«

So gesehen sind alle Uhren – im Gegensatz zu den gefundenen Steinen – die eigentlichen, von Menschen für Menschen geschaffenen Denkmäler der Zeit. Durch das völlig gleichmäßige Voranticken der Sekundenzeiger täuschen sie einen Verlauf vor, den unser Gehirn zum Zeitverständnis benötigt. Jede Sekunde fällt, kaum ist sie vorangeschritten, in die Vergangenheit zurück. Die Zeit kennt nur eine Richtung, sie ist unumkehrbar. Die Zeit frißt ihre Kinder. Unerbittlich und rücksichtslos. Daß sich die Zeiger großer Bahnhofsuhren immer im Kreis bewegen, hat genaubesehen, subversive Tendenzen. Ständig wiederholt sich der gleiche Kreislauf. Es gibt keine Vergangenheitspuren, keine Ablagerungen, keinen Fortschritt. Jede Stunde gleicht der vergangenen. Um dagegen etwas zu unternehmen, einen Anker oder ein Netz auszuwerfen, muß sich außerhalb der Kreisbewegungen – zufällig oder geplant – etwas ereignen. An diesem Punkt setzt der Mensch mit seinen Aktivitäten, Erlebnissen, Beobachtungen und Hervorbringungen ein. Das Gehirn des Beobachters ist nur dann in der Lage, Raum und Zeit zu speichern und sich zu erinnern, wenn es Inhalte gibt. Das gilt auch für den aufgeschlagenen Stein: Nur konkrete Ereignisse können sich in ihm ablagern. Die Zeitspanne an sich nicht.

Ich-Bewußtsein ist ohne Gedächtnis, ohne Zeit- und Raumgefühl und damit ohne Erinnerung nicht möglich. Leeres Bewußtsein gibt es nicht. Es ist ein Widerspruch in sich und wird zum Unbewußtsein. Ein Mensch, der seine Erinnerung verloren hat und nur mit geringem Bewußtsein inmitten eines Waldes allein aufwacht (nach einem Koma beispielsweise) ist verloren. Alles fehlt ihm: die Orientierung, das Ich-Gefühl, Vorstellung von Raum und Zeit, damit von Planung. Alle von der Natur eingespeicherten Körperfunktionen – Herzschlag, Atmung, Wachstum, Altern und Zerfall – geschehen unbewußt. Das Ich-Bewußtsein braucht jedoch mehr: ein Gespür für Zeit, Raum, Dauer, Leben, Vergangenheit, Zukunft, Welt, Gefahren, Abenteuer, Geräusche, Gerüche und eine Vorstellung von Bildern, Zeichen und Worten. Und es benötigt – neben der Erinnerung, dem Lernen und der Bildung – ein Gegenüber, den ändern, die andere, die Gruppe, die Familie, die Kinder, die Alten, die Gesellschaft, die Kultur, die Kunst (Literatur, Malerei, Bildhauerei, Architektur, Musik, Photographie und Film), den Staat und die Geschichte. Erst mit der Entstehung der Sprache, später der Schrift, war es möglich, Geschichte und Traditionen aufzubauen und zu erhalten. Erst mit der Kenntnis von Geschichte, die Gegenwart mit Vergangenheit und Zukunft in Verbindung bringt, verschmilzt das Ich mit dem großen Ganzen der Welt und ermöglicht eine sinnvolle Lebens- und Zukunftsplanung. Die Haltungen gegenüber der Geschichte, ihrer Spuren, Relikte und Denkmäler waren und sind zu allen Zeiten unterschiedlich. Manchmal überwog der Blick ins Vergangene, manchmal wurden Vergangenheiten wiederbelebt (Renaissancen). In religiösen Staaten bestimmen uralte Gesetze und Bilder die Kultur. In den oberflächlich-pragmatischen Kul-



5. Meinhard von Gerkan, Berlin Hauptbahnhof, 1995–2006. Stahl-Glashalle über den Bahnsteigen der Ost–West-Verbindungen.

6. Helmut Jahn, Sony Center, Berlin, 1998–2000. Zeitdach über dem Innenhof. Zeitdachkonstruktion: Werner Sobek. Symbolisches Denkmal für den japanischen heiligen Berg Fujisan, gedacht als Geschenk der japanischen Bauherren an die berglosen Berliner.

7. Sir Norman Foster, Glaskuppel des Berliner Reichstags, 1995–2006.

8. Lautsprecher, Beleuchtungselemente, Schilder, Uhr und Überwachungskamera am Bahnsteig im neuen Berliner Hauptbahnhof, 2014. Realitätsdenkmal.

9. Karl Friedrich Schinkel, Neue Wache, Berlin, 1816–1818. Innenraum. Heute: Zentrale Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft. Umbauten von Heinrich Tessenow in den 1920er Jahren. Modernisierung in den 1990er Jahren durch die Architekten Hilmer & Sattler.



turen droht der Blick auf die Welt wurzellos zu werden und ganz in der Gegenwart verlorenzugehen. Geschichte wird zu überflüssigem Müll erklärt. Verdrängungen nehmen überhand. Bei aller Skepsis gegenüber dieser geschichtsfeindlichen Haltung gilt: Auch das Vergessen hat seine heilende Bedeutung. Wie immer geht es für den einzelnen, die Gesellschaft und den Staat darum, das richtige Maß zu finden.

War bisher das Wissen und damit die Erinnerung der Menschheit in Bibliotheken, Archiven, Universitäten und Museen aufbewahrt, so führte die sensationelle Medien- und Internetrevolution des beginnenden 21. Jahrhunderts zu einer explosionsartigen Zunahme der Speicher- und Kommunikationsmöglichkeiten. So viel allgemein zugängliches, globales Fakten- und Erinnerungswissen wie heute war in der Menschheitsgeschichte bisher nicht möglich.

Auch in der Welt der Naturwissenschaften wurden viele Geheimnisse von Forschern aufgedeckt und entschlüsselt. Vieles davon ist ebenfalls in den Medien einsehbar. Dabei zeigt sich, daß die großen Grundfragen – warum gibt es einen Kosmos?, Warum gibt es die Welt?, Warum gibt es uns Menschen?, Warum gibt es das Bewußtsein und das Gedächtnis? – bisher unbeantwortet blieben. Wissenschaftliche und halbwissenschaftliche Theorien versuchen sich der Wahrheit anzunähern. Einig sind sich alle Forscher darin, daß der gesamte Kosmos, einschließlich der Erde, der Natur, der Tiere und Menschen, angefüllt ist mit Erinnerungsmaterial. In jedem Atom, in jedem Molekül und jeder Zelle steckt die Erinnerung an die Entstehung der Welt und an die gesamte Evolution. Das gilt für alle positiven Aspekte (Fortpflanzung, Familie, Friedenswille, Gesundheit, Sehnsucht nach Glück, Liebe und Zufriedenheit) wie für alle negativen (Krieg, Gier, Haß, Neid, Eifersucht, Krankheit, Tod). Nur mit der Erfindung dieser Dualität konnte sich die Evolution entfalten. Ein größeres, geheimnisvolleres und beeindruckenderes Total-Denkmal läßt sich kaum vorstellen!

Trotz aller Bewunderung gegenüber dem menschlichen Fortschritt und den technischen Entwicklungen müssen wir uns eingestehen, daß das menschliche Gehirn mit seinem Bewußtsein, seiner Intelligenz und seinem Gedächtnis unvollkommen und mangelhaft ist. Von der Computer- und Internetwelt wird seine Kapazität (teilweise) weit übertroffen. Trotz dieser Mängel waren menschliche Gehirne in der Lage, das moderne, auf der ganzen Welt gültige wissenschaftliche Weltbild sowie die Computer und das Internet zu erschaffen. Die modernen medialen Netzwerke spiegeln heute die wolkige Synapsenstruktur des menschlichen Gehirns wider, übertragen in globale Dimensionen. Kaum jemand, abgesehen von phantasievollen, fortschrittsgläubigen Science-fiction-Autoren, hätte gedacht, daß so etwas wie ein Weltbewußtsein mit phänomenalen Erinnerungs- und Kommunikationsmöglichkeiten einmal möglich wäre. Niemand weiß, ob damit ein neuer Anfang oder bereits ein Endpunkt der menschlichen Technikentfaltung erreicht ist.

Inwieweit sich die Weltwahrnehmung und damit das Bewußtsein und die Kulturen der Erdbewohner innerhalb der letzten 20 Jahre verändert haben, darüber kann man nur spekulieren. In je-





republik Deutschland das 1 Millionste Fernsehgerät registriert. 1960 waren es schon fast fünf Millionen, 1970 nahezu 17 Millionen.

Knut Hackett beschreibt die rasante Zunahme in seinem Essay »Der Fernseher« aus dem Jahr 1993 ausführlich: »1980 hatten von 24,8 Millionen Haushalten in der Bundesrepublik 20,7 Millionen ein Fernsehgerät. Ende 1990 von zirka 26 Millionen Haushalten (ohne die neuen Bundesländer) 24,7 Millionen. Damit war eine Ausstattungsdichte von zirka 95 Prozent erreicht. Nur das Radio hat von allen Medien mit 28,1 Millionen Teilnehmern eine noch höhere Verbreitung gefunden.«

Allerdings gingen die meisten deutschen Familien nicht so weit wie in Amerika. Dort waren manchmal mehrere Geräte in einem Haushalt gleichzeitig und permanent eingeschaltet. In diesem riesigen Land sind die Bewohner – damals wie heute – vom Gefühl besessen, nur durch die Fernsehprogramme mit der Alltagsrealität und der Erinnerungsarbeit (Was war gestern, vor einer Woche, vor einem Monat, vor einem Jahr?) verbunden zu sein. Das Leben draußen ließ sich auf diese Weise registrieren, man fühlte sich nicht mehr allein und einsam.

Es wäre interessant, sich genauer mit den frühen Fernsehmachern, den Redakteuren und ersten Intendanten in allen Ländern der Welt, vor allem in England, Frankreich und Deutschland zu beschäftigen. Bis in die 1950er Jahre hinein hatte sich ein reiches Rundfunkprogramm mit zahlreichen Sendern und Programmen herausgebildet. Aber die Fernsehwelt besaß eben auch eine sichtbare Seite. Man brauchte nicht mehr nur Tonkonserven, Sprecher und Sprecherinnen, sondern auch Filmbeiträge, Filmreportagen, Reporter, dazu Ansager und Ansagerinnen. Diese mußten ganz normal aussehen, durften nicht an Hollywoodstars erinnern und die Zuschauer in ihrer Durchschnittlichkeit demütigen. Auch neue Programme mußten gesucht, geschrieben und produziert werden. Aktualitätsberichte waren klar, dazu kamen Kochsendungen, Beratungssendungen (Haushalt, Garten, Kosmetik, Mode, Frisuren, Auto, Reisen, Leben allgemein), Unterhaltungs- und Kindersendungen, Wochenüberblicke, Monats- und Jahresrückblicke (also doch: Vergangenheit!). Tagsüber waren es Hausfrauen, die zusahen, abends setzten sich die (müden) Männer dazu. Zuvor mußten die Kinder mit Gutenachtwendungen ins Bett geschickt werden. Für alle Bereiche wurden Redakteure, Autoren und Filmemacher gesucht. Natürlich studierten die TV-Aktiven und -Kreativen auch die Sendungen anderer Länder.

Inzwischen gibt es Tausende von Büchern, Diplom- und Doktorarbeiten über das Thema Fernsehen. Es fällt auf, daß die kritischen Bücher zunehmen. Viele Autoren sprechen von Fernsehverdummung und wollen nicht wahrhaben, daß es eine jederzeit bereit liegende Fernbedienung mit dem Ausschaltknopf gibt.

In Deutschland (und in vielen anderen Ländern der Welt) bildeten sich die Fernsehprogramme als beliebteste Feierabend- und Freizeitunterhaltung, aber auch als Informationsmedium, teilweise

17. Fernsehbild aus der Inszenierung des Eurovision Song Contest 2014. Modernes Medienkmal.

18. Bikini-Dame aus dem Fernsehwerbespot für Almased. Modernes Medienkmal für die weibliche Idealfigur.

19. Fernsehbild des Bolschoi-Eispalastes während der Schlußveranstaltung der XXII. Olympischen Winterspiele 2014 im russischen Sotschi am Schwarzen Meer. Medienspektakel- und Propaganda-Denkmal.



mit memorialen Themen heraus. Alle Personen, die auf den Fernsehbildschirmen auftauchten und auftauchen, erhalten einen gewissen Vorbildcharakter. Sie werden – ob sie wollen oder nicht – zu medial-temporären Denkmälern.

Zum normalen Wochenablauf gehörten in Deutschland: die Tagesschau, Politischer Frühschoppen, Sportübertragungen, Edgar-Wallace-Filme, Derrick-Krimis, die ersten Serien, Talks, Samstagabend-Unterhaltungssendungen mit Peter Frankenfeld oder Rudi Carell. Dazu öffneten Auslandskorrespondenten Blicke in die Welt. Alte Kinofilme, auch mit historischen Themen, arbeiteten am historischen »Denkmalsbewußtsein« der Zuschauer.

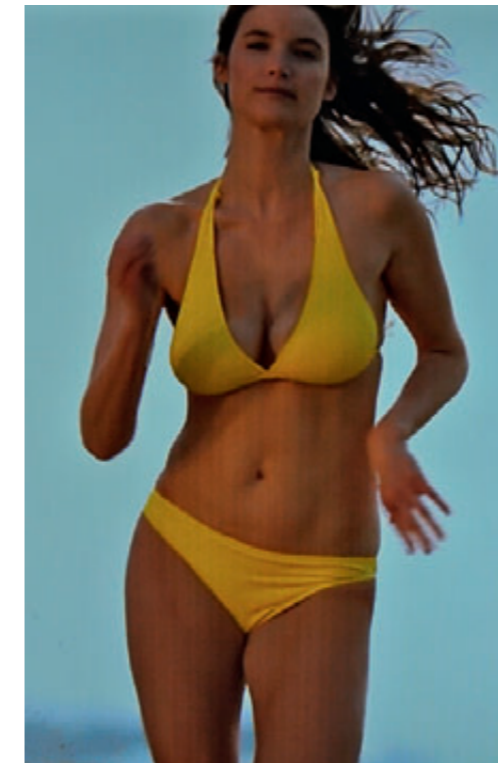
Dadurch, daß Millionen Deutsche die gleichen Sendungen sahen, wuchsen sie zu einer einzigen Familie mit ähnlichem Informationsstand zusammen. Man ging nicht mehr ins Kino, sondern schaute sich die Filme lieber vom bequemen Sofa aus an. Obwohl die Erlebnis-, Bewußtseins- und Erinnerungsgleichschaltung im Dritten Reich vergiftet worden war, erlebte sie jetzt eine neue, erfreulichere Wendung. Jeder bekam sein eigenes Theater, sein eigenes Kino; alle Bilder wurden durch ihre massenhafte Vervielfältigung preiswert, fast umsonst demokratisiert. Einem Sender standen Millionen von (freiwilligen) Empfängern gegenüber. Die Zuschauermenge – die Masse – läßt sich (theoretisch) unbegrenzt erweitern.

In der Vereinzelung der Massen bestand – politisch und gesellschaftlich gesehen – das beruhigende Wirkungselement des Fernsehens. Demonstrationen waren nicht mehr notwendig, Massenaufmärsche ebensowenig. Ausgenommen blieben reale Besuchererlebnisse von Fußballspielen, Betriebsfesten, Faschingsveranstaltungen und Popkonzerten. Es lag nahe, daß sich an diesem Entwicklungspunkt Medienkritiker wie Günther Anders bestätigt fühlten. Sie wollten nicht wahrhaben, daß der passive Voyeurismus zu allen Zeiten bei den Massen (auch bei den reichen Eliten) im Kampf gegen die Langeweile sehr beliebt war: Kampfspiele, Militärparaden, Theater, Ballett, Kirche, Konzert, Oper und Sport bieten dafür Beispiele noch und noch. Nicht jeder wollte und konnte aktiv und live daran teilnehmen. Der Arbeitsalltag war anstrengend genug.

Das Fernsehen hatte zunächst eindeutig den Charakter einer »Einbahnstraße«. Für die Macher und Darsteller war es schwierig zu ermitteln, ob ihre Sendungen und Filme gut oder schlecht beim Publikum ankamen. Man mußte über gezielte Befragungen herausfinden, was die Mehrheit am liebsten anschaut. Erst seitdem es mehr Receiver in den einzelnen Fernsehhaushalten gibt, lassen sich medial die Einschaltquoten und Fernsehgewohnheiten besser erforschen.

Bis 1967 konnten die Fernsehbilder nur in schwarzweiß empfangen werden, danach wurde die Fernsehwelt bunt und die Geräte kosteten immer weniger. Anfänglich waren es nur inländische Fabrikate, dann drängten asiatische Anbieter mit billigeren Produkten auf den Markt.

Im Rückblick stiegen manche globalen Direktübertragungen zu den größten und wichtigsten Fernsehdenkmälern der zweiten Jahrhunderthälfte auf: 1953 die Krönung von Elisabeth II. und



Bereits 1974 entwickelte er für die Firma Atari ein erfolgreiches Computerspiel. 1976 gründete er zusammen mit seinen Freunden Steve Wozniak und Ron Wayne die Apple Computer Company. In einer Garage bei Los Angeles entwickelten sie ihren ersten Heimcomputer, der noch in ein Holzgehäuse eingebaut war. 1977 kam Apple II auf den Markt und stieg zum ersten großen Erfolg der neuen Firma auf. Mit den 1984 vorgestellten Macintosh-Computern, den Macs, eroberte Jobs' Firma den Weltmarkt. Im Gegensatz zu Gates interessierte sich Jobs immer auch für attraktives Design. Er wollte mit jedem Gerät ein regelrechtes Kultobjekt kreieren. 1986 kaufte Jobs die Pixar-Studios und produzierte einige der erfolgreichsten computeranimierten Filme: *Toy Story* und *Findet Nemo*.

Seine letzten Großtaten machten Steve Jobs endgültig zu einem Heiligen der Computer-Branche: 2007 kam das Apple-iPhone 1 auf den Markt. Ein Handy, das zugleich Computer, Telefon, E-Mail-Empfangs- und -Sendestation, Suchmaschine, Kamera und TV-Gerät ist. Inzwischen folgten fünf weitere Versionen. 2010 erschien das Apple iPad, ein Tablet-Computer, der auch als normale Schreibmaschine benutzt werden kann. Als Steve Jobs am 5. Oktober 2011 in Palo Alto an Krebs starb, trauerte die Weltgemeinschaft um ihren Guru.

Bekanntlich interessierte sich Jobs in alter San-Francisco-Tradition auch für Fernöstliches, den Buddhismus und die vegetarische Ernährung. Daß gerade Firmen aus der fernöstlichen Welt – vor allem Samsung – ihn und seine Firma mit billig kopierten Produkten bedrängten, schmerzte ihn tief. Eine Reihe von Klagen überschattete die letzte Phase seines Lebens und damit auch die neue iPad-Kultur mit kriegsähnlichen Zuständen.

Sein früher Tod verklärte den Milliardär endgültig zu einem überragend-geheimnisvollen Genie mit viel Gespür für Lifestyle und gehobenen Design-Geschmack. Jedem, der sich tiefer in seinen kompliziert-umstrittenen Charakter vertiefen will, kann man die Biographie von Walter Isaacson, die 2011 in Amerika herauskam, empfehlen. Jobs hatte sie noch selbst autorisiert.

Andere Karrieren von Computer-Pionieren verliefen ähnlich spektakulär, wenn auch nicht ganz so grandios wie die von Gates und Jobs.

Mercedes Bunz berichtet: »Und weil der technischen Möglichkeit, die Kopierbarkeit von Musik zu organisieren, lange kein kommerzielles Angebot folgt, beschließt der frustrierte 19jährige Collegestudent und Musikliebhaber Shawn Fanning aus Massachusetts damals kurzerhand, selbst ein Programm zu schreiben. So entsteht Napster. Das Filesharing-Programm Napster von Shawn Fanning ermöglicht auf eine einfache Weise, Musik zu finden und herunterzuladen.«

Shawn Fanning gelang es gemeinsam mit seinem Onkel in kurzer Zeit, eine erfolgreiche Firma aufzubauen. Zwei Jahre später verkauften die beiden ihre Firma für über 30 Millionen Dollar. Die Käufer konnten ihr neuerworbenes Produkt allerdings nicht lange genießen, denn Napster wurde wegen Illegalität ein Jahr später offiziell abgeschaltet.

Mercedes Bunz berichtet, wie es mit den Tauschbörsen weiterging: »Gnutella ist das erste komplett dezentrale Tauschnetzwerk. Im März 2000 steht die Beta-Version des Protokolls im Netz, programmiert von der Firma Nullsoft aus Arizona, die kurz zuvor großen Erfolg mit dem Multimedia-Player Winamp feiert. Obwohl die Firma gerade (für 80 Millionen Dollar) an AOL verkauft worden ist, bietet der damals 20jährige Kopf von Nullsoft, Justin Frankel, ohne den neuen Eigentümer groß um Erlaubnis zu fragen, auf der Seite von Nullsoft ein Programm für ein vollkommen dezentrales Tauschnetzwerk zum Download an: Gnutella. ... Im Gegensatz zu Napster ist es unmöglich, das Netzwerk abzuschalten.«

Andere Internetfirmen arbeiten inzwischen legal-solid und ihre Besitzer-Betreiber verdienen Milliarden: Amazon etwa, eBay oder Google.

Bekanntlich ereignete sich um 2000 ein Börsencrash und der Dotcom-Boom platzte als übertrieben aufgeblähte Blase. Man hatte allgemein zu hoch gepokert und die neuen Internetfirmen viel zu hoch bewertet. Ihr tatsächlicher Sachwert (Hardware) hielt sich in Grenzen, nur die Anzahl der zahlungswilligen Kunden ging in die Milliarden. Trotzdem nimmt die Teilnahme an der globalen Internetkommunikation in allen gesellschaftlichen Kreisen täglich zu. Heute ist der Stromverbrauch für die Nutzung von Computern in Deutschland höher als für Beleuchtung und Haushaltsgeräte.

Da wir uns noch immer inmitten der Medienrevolution befinden, versuchen wir nachfolgend den augenblicklichen Stand der Dinge – auch im Sinne unseres Memorial-Themas – zu definieren. Nie zuvor hatte sich eine ähnliche, erfreuliche, manchmal auch bedenkliche, globale Innovationsgeschichte mit derartigen Folgen in so kurzer Zeit ereignet. Das Jahr 2007 markiert mit dem ersten iPhone eine neue Zeit der Jugendkultur. Eine ganze Generation war begeistert.

Der 1994 in München geborene Philipp Riederle teilt uns Älteren in seinem 2013 erschienenen Buch *Wer wir sind und was wir wollen – Ein Digital Native erklärt seine Generation* mit, was Sache ist. »Unsere Leitfrage lautet: Was ist für uns relevant?«

30. »Der Imperator. Wie Steve Jobs mit Apple die Welt revolutioniert und bevormundet«, *Focus*, No. 35, 2010.

31. Apple-Store, Opéra, Paris. (Aus: Volker Fischer, *Der i-Kosmos, Macht, Mythos und Magie einer Marke. The i-cosmos, Might, myth and magic of a brand*, Stuttgart/London 2011.)

32. Apple-Store, Pudong, Shanghai. (Aus: Volker Fischer, *Der i-Kosmos, Macht, Mythos und Magie einer Marke. The i-cosmos, Might, myth and magic of a brand*, Stuttgart/London 2011.)



Der Generationsunterschied definiert sich über die digitalen Medien: auf der einen Seite Ihr Älteren, auf der anderen Seite wir – die erste Generation, die Medien, Kommunikation und digitale, soziale Vernetzung mit der Muttermilch aufgesogen hat.«

Riederle beschreibt als zentralen Hauptfeind zunächst das Fernsehen. Es ist für ihn ein reines Opa-Medium von vorgestern: »Das Fernsehen produziert zeitlich festgesetzte Programme. Das Wort Programm leitet sich aus dem Griechischen her und bedeutet Vorschrift. Vor den Zeiten der Sender-Mediatheken im Internet war es ja zeitlich vorgeschrieben, wann man sich vor dem Fernseher einzufinden hatte, wenn man eine bestimmte Sendung sehen wollte. Ihr kennt das ja gar nicht anders. Natürlich hat das auch etwas Gemütliches, man sprach von einer Lagerfeuer-Atmosphäre, die man von Wilhelm Wieben bis Thomas Gottschalk über Generationen miteinander teilte ... Die sogenannten Macher des alten Mediums Fernsehen haben offenbar nichts kapiert. Sie agieren immer noch so, als könne man den Zuschauern etwas vorschreiben. Besonders die Öffentlich-Rechtlichen müssen sich jedoch längst wundern, warum ihre Kernzielgruppe im Wesentlichen die Sechzigjährigen umfaßt ...«

Als nächstes nimmt er sich die Werbung vor: »Im gleichen Masse werden nach wie vor Werbspausen zwischengeschaltet, in denen man getrost dem Kühlschrank und den Toilettenräumen einen Besuch abstatten kann – die vor allem aber unheimlich nerven ... Leider haben viele Website-Betreiber dieses Modell übernommen und schalten Spots vor interessante Beiträge. Meine Generation schaltet da nicht ab, sondern aus.«

Später holt er in puncto Werbung noch weiter aus: »Die Ära der Werbung, des klassischen Marketings ist vorbei ... 5000 sogenannte Werbebotschaften sollen es sein, die jeden Tag auf uns niederprasseln. Wohlgermerkt, auf jeden Einzelnen von uns ...«

Im Jahr 2012 wurden allein in Deutschland etwa 55 000 Marken beworben. Der gesamte Wortschatz eines Durchschnittsdeutschen umfaßt nur etwa ein Viertel dieser Zahl! ...

Klassische Werbung oder Kommunikation beansprucht für sich, einen Dialog zwischen dem Absender und der Zielgruppe herzustellen. Leider trifft das nicht zu – allein schon aus dem Grund, daß mit klassischen Kommunikationskanälen keine Zwiesprache aufgebaut werden kann. Werbung kalkuliert schlicht damit, daß die »message« über Plakate, Anzeigen, TV-, Radio und Kino-Spots schon einigermaßen richtig an den Mann respektive an die Frau kommt, deren Unterbewußtsein anzapft und sie im Supermarkt geradewegs auf das von irgendwoher vertraute Logo der Waschmittel zusteuern läßt. Das funktioniert auch – mit einem ungeheuren Aufwand, einer Dauerbefuerung ... Mit anderen Worten: Der Werbeaufwand muß in einem adäquaten Verhältnis zum erzielten Erfolg stehen, qualitativ oder quantitativ. Allein in Deutschland wurden im Jahr 2012 etwa 25 Milliarden Euro für klassischen Einbahnstraßen-Werbemonolog hinausgeballedert.«

Den jungen Mann interessieren offensichtlich nicht die Straßenausstellungen der Werbewelt mit schönen Photos und noch schöneren Models. Er lehnt noch viel mehr ab: die Autos, das Radio – alles alter Mist.

Er ist unglaublich selbstbewußt, tritt schon seit Jahren als Redner und Berater bei Messen und in großen Firmen auf, hat jetzt sein Abitur (!) abgelegt und glaubt, der typische Sprecher seiner Generation zu sein. Man will sich einfach nichts mehr vorschreiben lassen. Weder Prüfungen, noch Bildung allgemein.

Alles überholt, Opa-Gerede. Er haßt Fahrpläne und Vorschriften jeder Art. Er will selbst bestimmen, wann er einen Film anschaut. Er hält sich für wissend, glaubt durch das Internet früh aufgeklärt worden zu sein, über Sex, Liebe, Leben, Geschäft, Glück und Erfolg. Man kann ihm und seinen Freunden nichts mehr vormachen mit Schule und Bildung, mit vorgefertigten Filmen und Programmen. Alles ist im Internet zugänglich, abrufbar und zum Downloaden bereit.

«Und vielleicht ist genau dies das Revolutionäre an unserer Generation: Wir provozieren eben nicht mit Rock'n'Roll und Rebellion, sondern damit, daß wir alten Programmen entwachsen und schneller erwachsen sind. Wir gehen mit unserer Lebenswelt komplett anders um, als ihr denkt. Die Paradigmen haben sich verschoben. Wir kommunizieren anders. Nicht vom Sender zum Empfänger, sondern miteinander ... Es geht aber nicht um Schnelligkeit, sondern um Gleichzeitigkeit – hier und jetzt. Wie wir.«

Philipp Riederle produzierte bereits mit 14 einen eigenen, kleinen Film – ein Podcast –, unter dem Titel *Mein iPhone und ich*. Zunächst klickten über 100 000 User den Spot an. Inzwischen besitzt er ein eigenes Büro mit kleinem Studio und berichtet von über eine Million Downloads im Jahr. Das iPhone ist für ihn zu einem integralen Bestandteil seines Körpers, seines Gehirns, seines Ichs und seiner Community geworden. Er kann sich ein Leben ohne Computer, Web-Anschluß und Internet nicht vorstellen und schwärmt von dem neuen, freien Lebensgefühl, von den unglaublichen Kontaktmöglichkeiten, von der Lust, sich bequem und pausenlos mitteilen zu können, sich



56. Renzo Piano und Richard Rogers, Centre national d'art et de culture Georges-Pompidou, Paris. 1972–1977. Nachtansicht.

57. Centre national d'art et de culture Georges-Pompidou, Paris. Gläserner Außengang.

Sache seines englischen Kollegen Rogers, der bei seinen späteren Werken nie ganz davon loskam. Piano jedoch entwickelte sich mehr und mehr zu einem moderaten Entwerfer mit modern-eleganten und grün-ökologischen Tendenzen.

Das Pariser Gebäude wurde als multifunktionales Kulturzentrum konzipiert, das auffallen und anregen wollte. Geplant war darin die Unterbringung des Musée National d'Art Moderne, des Zentrums für Industriedesign, der Bibliothèque Publique d'Information, der Mediathek, des Musik Forschungszentrums, einer Kinderwerkstatt, von Kino-, Theater- und Vortragssälen, einer Buchhandlung, eines Restaurants und eines Cafés.

Plötzlich erhielt Architektur, in der Kunst und Kultur ausgestellt und damit auch geschützt werden sollen, einen experimentellen Fabrik-, Raffinerie- und Kaufhauscharakter. Endlich war Schluß mit schloßartigen, repräsentativ-staatstragenden und damit bildungsgesättigten Gehäusen, endlich trat die Gegenwart mit Science-fictionartigen Utopie-Aspekten in den städtischen Alltag des altertümlichen Pariser Maraisviertels ein, unweit der legendären, inzwischen abgerissenen Markthallen.

Erinnerung (durch ausgestellte Kunstwerke) sollte hier ganz gezielt mit Gegenwart und Zukunft verknüpft werden. Architektur sollte als provozierende Ausrufe- und Fragezeichen, als Denkmals- und Diskussionsort wirken. Ein lebendiges, multikulturelles Kulturzentrum.

Viele Kritiker verurteilten den spektakulären Gebäudekomplex nach seiner Fertigstellung, bezeichneten ihn als ärgerlichen Schandfleck, andere feierten ihn als optimistische Zukunftsvision. Piano ging selbst sogar noch weiter, indem er sagte, das Beaubourg (wie es oft genannt wird) sei zum einen eine Herausforderung gegenüber der gängigen Architekturlehre gewesen, »zum anderen eine Parodie auf die technischen Spinnereien unserer Zeit«.

Dachte er gar an eine Architekturpersiflage im Sinne von Jacques Tati? Bekanntlich funktioniert Ironie im Architekturbereich selten. Das liegt auch daran, daß man nie genau weiß, was von dem Bau erwartet wurde. Zur Ironie gehört eine konkrete Erwartungshaltung, die perfide unterwandert und übertrieben wird und, was die Bedeutung betrifft, ins Gegenteil umschlagen kann. Dazu war erst der Disney-Konzern mit seinen kindlich-charmanten Sieben-Zwerge-Bauten in Hollywood und seinen Erlebnisparks fähig.

Ich selbst war von Anfang an ein Bewunderer des Centre Pompidou. Im Gegensatz zu Deutschland und vielen anderen europäischen Ländern war es nur in Frankreich mit einer präsidialen Verordnung möglich, einen derartig extremen Bau durchzusetzen. Jede Bürgerbefragung im Vorfeld wäre negativ ausgefallen. Die allgemeine Stimmung unter der Pariser Bevölkerung ist extrem konservativ. Man haßte anfangs auch den Eiffelturm als Schandfleck. Heute ist er, wie allgemein bekannt, die berühmteste Sehenswürdigkeit der Stadt, die jährlich über acht Millionen Besucher anzieht.

Diese Beliebtheit konnte das Centre Pompidou dauerhaft nicht erreichen. Verglichen mit dem Eröffnungstrubel ist es heute eher still um das Gebäude geworden. Trotz des hoffnungsvoll bun-

ten Aufbruchs blieb es, wie das Guggenheim-Museum in New York, ein Solitär. Es fand keine Nachahmer. Niemand (vor allem kein Architekt) glaubte, in diesem teuren und bunt-aufwendigen Stil wirklich die Zukunft der Museen zu erkennen. Vielleicht war die Technik auch zu unausgegrenzt und letztlich zu störanfällig. Eine äußere zweite Schutz- und Klimahülle aus Stahl, Aluminium, Beton oder Glas wäre heute aus technisch-ökologischen Gründen unvermeidbar.

Es bleibt dennoch ein Genuß der besonderen Art, mit den Rolltreppen durch die Glasröhren am Centre Pompidou hochzufahren. Langsam versinkt die düster-muffige Altstadt unter den Füßen, und die Dächerlandschaft öffnet sich ringsum wie ein aufgewühltes, versteinertes Meer. Im Kontrast zwischen alt und neu liegt hier der Reiz. Wer die waagrechte Glasröhre im fünften Stock erreicht hat, fühlt sich fast wie auf dem Eiffelturm, frei und schwebend. Das Innere wurde inzwischen mehrfach umgebaut. Seit der Umgestaltung des Modernen Museums im Beaubourg durch Gae Aulenti gehören auch diese schneeweißen Raumfolgen zu den schönsten Ausstellungsorten für moderne Bilder, Skulpturen und Industrieobjekte weltweit.

Piano selbst wurde in den 1990er Jahren mit der Renovierung des Komplexes beauftragt. Er ließ alle Röhren neu anstreichen und überflüssige Ergänzungen entfernen. In der gleichen Phase wurde das Atelier von Constantin Brancusi auf dem Platz davor aufgebaut. Keinem anderen Bildhauer der Moderne ist bisher eine ähnliche Denkmalsehre zuteil geworden. Warum Brancusi (1876–1957) in Frankreich so hoch geschätzt wird, bleibt etwas unklar. Sein kubistisch-abstraktes Hauptwerk *Die endlose Säule* steht im rumänischen Targu Jiu, wo es 1937 als Kriegsdenkmal errichtet worden war. Viele seiner im französischen Exil entstandenen, grobbehauenen, oft unfertigen Kuben, auch seine edel in Messing gegossenen Objekte, kann man jetzt vor dem Centre Pompidou betrachten. Mag sein, daß in manchem interessierten Touristen ähnliche Gedanken wie Man Ray aufsteigen, der in seiner Autobiographie berichtet: »Als ich den Bildhauer Brancusi zum ersten Mal besuchte, beeindruckte mich sein Atelier stärker als es eine Kathedrale jemals getan hätte ... Alles sah so aus, als sei es von selbst gewachsen und aus sich heraus vollkommen.«

Im Gegensatz zu deutschen Museen ist es im modernen Museum des Centre Pompidou üblich, auch Objekte des Alltags und der technischen Entwicklung in den Rundgang miteinzubeziehen. Manchmal stößt man zwischen Gemälden von Léger und Picasso auf Flugzeugpropeller, Schiffsschrauben, Motoren und avantgardistische Möbel. Hier wird die moderne Kunst nicht als isolierter Teil der Kulturentwicklung dargestellt, sondern als ein erinnerndes Reflexionsmedium von vielen.

Constantin Brancusi, Fernand Léger und Marcel Duchamp hätten sich darüber gefreut. Als sie gemeinsam 1912 die Luftfahrtchau im Pariser Grand Palais besuchten, rief Brancusi, vor einem Propeller stehend, aus: »Das ist eine Skulptur! Von nun an darf keine Skulptur dieser nachstehen!« Duchamp bestätigte ihn: »Mit der Malerei ist es vorbei. Wer könnte etwas Besseres machen als diesen Propeller? Sag, kannst Du so etwas machen?«





Staatgalerie, Stuttgart

Mit der Neuen Staatgalerie in Stuttgart von James Stirling, die zwischen 1979 und 1984 geplant und erbaut wurde, begann auch in Deutschland eine neue Museumsära, die Zeugnis ablegt vom gesteigerten Selbstbewußtsein der westdeutschen Gesellschaft und ihrer verantwortlichen Politiker.

James Stirling wurde 1926 in Glasgow geboren und starb 1992 in London. Er studierte Architektur an der University of Liverpool. Danach zog er nach London und eröffnete 1956 gemeinsam mit James Gowan ein eigenes Architekturbüro. Seine Bauten für die Leicester University, 1959 bis 1963, machten ihn berühmt. Andere Universitätsbauten in ganz England folgten. 1960 begann er, an der amerikanischen Yale University zu unterrichten. So gelang es ihm auch, in Houston, Cambridge und New York Bauaufträge zu erhalten. Als Stirling 1974 den Wettbewerb für die Neue Staatgalerie in Stuttgart gewann, war er ein weltberühmter, gefeierter Architekt. Kein Wunder, daß seine weniger beachteten deutschen Kollegen – vor allem Günter Behnisch, Hans Kammerer und Frei Otto – den Entwurf von Anfang an heftig kritisierten und nach der Eröffnung des Gebäudes am 9. März 1984 mit Häme und Faschismusvorwürfen darüber herfielen. Ausgerechnet ein Vertreter der Briten, die an der Zerstörung deutscher Städte bei den Luftangriffen am Ende des Zweiten Weltkriegs beteiligt waren, mußte hier eine Staatgalerie errichten!

Im Gegensatz zum technoiden Design des Centre Pompidou erlaubte sich James Stirling, der bisher eher der Ingenieursfraktion angehört hatte, eine historisch-erinnernde Rückwendung und schlug eine gewagte, in dieser Form bisher noch nie gesehene Baucollage mit Anspielungen auf Römisches, Revolutionsarchitektonisches, Klassizistisch-Historistisches und Modernes vor. Stirling kannte alle Stile und konnte sie spielerisch einsetzen. Warum sollte er sie nicht wiederbeleben und in einer Stadt zitieren, die nicht gerade mit bedeutenden Bauten gesegnet war? Zwar gibt es in Stuttgart zwei Corbusier-Villen, die den Krieg überstanden haben, auch einen Hauptbahnhof im trotzigem Ägyptenstil eines Paul Bonatz, eine besondere Originalität jedoch zeichnet sie nicht aus. Stirling gehörte einer selbstbewußten Siegenation an, gleich sogar äußerlich dem berühmten Winston Churchill und hatte dadurch keine Schwierigkeiten – gebrochen mit einem Schuß britischem Humor – Pathos und Romantik, Klassik und Pop-art, Schinkel und Ramses, Geschichte und Alltagskitsch zu vermischen. 1981, also noch während der Bauarbeiten in Stuttgart, wurde ihm der Pritzker-Preis zugesprochen.

Bis heute hat der Museumsbau nichts von seiner frechen Provokations- und Stilverwirrungskraft verloren. Vor allem die Farbkombination aus pinkfarbenen Stahlrohrhandläufen, giftgrünen Bodenbelägen, Natursteinplatten und weißen Wänden erobert manchen Besucher noch immer. Befremdlich bleiben in ihrer hintersinnigen Dramaturgie auch seine merkwürdig unauffälligen Rampen und Treppen, die zu den eigentlichen Ausstellungssälen im ersten Stock führen. Man

58. James Stirling, Staatgalerie Stuttgart, 1979 bis 1984. Eingangsterrasse mit geschwungener Foyerverglasung.

59. Staatgalerie Stuttgart. Blick in den runden Innenhof mit klassizistischen Skulpturen.



findet sie kaum. Beide Wegelemente münden wie beiläufig – man könnte auch sagen: gut versteckt – im Foyer.

Die Ausstellungsräume selbst besitzen dagegen klassische Proportionen. Alle Bilder sind gut gehängt und werden in den meisten Räumen von gefiltertem Tageslicht, das durch Glasdecken fällt, beleuchtet. Es herrscht eine Atmosphäre der Würde und Achtung gegenüber den Exponaten. Die Türdurchgänge sind gestaltet wie klassische Tempeltore mit Andeutungen von Giebeln. Da in den Räumen nur Malereien und Skulpturen des 20. Jahrhunderts gezeigt werden, eine etwas unpassende Stilstörung. Hauptkritikpunkt könnte der monumentale Rundhof in der Mitte der Anlage sein. Stirling spielte damit auf die berühmte Rundhalle in Schinkels Berliner Altem Museum an. Diese wiederum war ein Pantheon-Zitat mit Repliken der berühmtesten antiken Skulpturen. Bei Stirling sollte der Innenhof leer bleiben. Er wurde als Zitat eines Zitats eines Zitats aus dem Museumsrundgang herausgenommen und den alltäglichen und allnächtlichen Passanten geschenkt, die das Museum über eine runde Rampe durchqueren können, ohne die überdachten Innenräume zu betreten. Der Innenhof würde sich gut für die Aufstellung moderner Skulpturen eignen. Statt dessen wurden Kopien von klassizistischen Werken Johann Heinrich Danneckers und seiner Stuttgarter Schüler aufgestellt. Dabei blieb ein Hinweis auf die bedauerliche Schlußphase von Danneckers Leben (1758–1841) ausgespart. In den letzten sechs Jahren verfiel er wie sein Zeitgenosse Hölderlin in geistige Umnachtung und begann, die eigenen Skulpturen – etwa die berühmte Schillerbüste – zu zertrümmern.

Wer den Innenhof bei seinem Museumsrundgang einmal betritt, mag vielleicht auch an einen Burghof, Bärenzwinger oder Vulkankrater erinnert werden. Das runde Himmelsbild schwebt über der steinernen Leere wie ein Naturzitat.

Museumsufer, Frankfurt am Main

In den 1980er Jahren übertraf die Stadt Frankfurt am Main mit ihrem legendär gewordenen Museumsufer alle anderen deutschen Museumsaktivitäten. Nicht ein einzelnes Museum war hier am Ufer des Mains geplant, sondern gleich eine ganze Kette: Sie beginnt im Westen mit dem altgedienten Städel Museum, wird fortgesetzt mit dem Bundespostmuseum von Günter Behnisch, dem Deutschen Architekturmuseum von Oswald Mathias Ungers, dem Deutschen Filmmuseum von Helge Bofinger, dem Weltkulturen Museum (bis 2001: Museum für Völkerkunde, in zwei alten Villen) und endet mit einem leuchtenden architektonischen Höhepunkt: dem Museum für Angewandte Kunst von Richard Meier.

Initiator dieser einmaligen Kulturanlage war der 1925 in Bremen geborene Hilmar Hoffmann, der von 1970 bis 1990 als Kulturstadtrat (Kulturdezernent) im Frankfurter Rathaus saß. In Heinrich



schlafene Museum herein. Larry wird vom Museumsdirektor zur Rede gestellt und wegen Unfähigkeit entlassen. Als der Direktor allerdings die erfreuliche Folge des Durcheinanders sieht, schwenkt er um und beläßt Larry auf seinem Posten.

Ein schöner Schluß, der nicht nur die manchmal traumhaft-todessüchtige Verschlafenheit gewisser Museen mit ihren ausgestopften Vergangenheiten beschreibt, sondern auch die Sensationsgier der Presse und des Publikums. Erst die Orte, die mit ausführlichen Berichten in den Zeitungen und im Fernsehen gewürdigt werden, kommen in den Genuß eines Besucheransturms.

7. Walt Disney

Heute gehört der Disney-Konzern mit seinen diversen Filmstudios, Vergnügungsparks, Schiffen und Läden zu den größten Unterhaltungskonzernen der Welt. Sein Jahresumsatz beträgt nahezu 50 Milliarden Dollar. Längst gibt es die legendären Disney-Worlds nicht mehr nur in Amerika, sondern auch in Europa, Japan und in China. Eigene Disney-Kreuzfahrtschiffe (vor allem für Kinder) überqueren heute sogar die Weltmeere.

Alles zusammen Denkmäler einer Welteroberung, die bisher im Laufe der Kulturgeschichte übersehen wurde: die Welt der Kinder. Die meisten Kulturdenkmäler wenden sich ernst und würdevoll an Erwachsene. Erst mit der Medienrevolution wurden die Grenzen in immer jüngere Altersregionen verschoben.

Wie es zu diesem vielgliedrigen, gutverdienenden Märchenimperium gekommen ist, wollen wir, immer unter dem Aspekt der enormen kulturellen Leistung, genauer betrachten. Schon heute lassen sich Disneys legendäre Zeichentrickfilme mit der quirligen, frechen Mickey Mouse, seine nachfolgenden Märchenfilme, sein revolutionärer Naturfilm *Die Wüste lebt*, die Disney-Kingdoms mit ihren Märchenschlössern und die Disney-Kreuzfahrtschiffe als einprägsam-lebendige Denkmäler unserer Zeit feiern. Auch wenn viele traditionsbewußte Europäer manchmal arrogant die Nase über diesen naiv-süßlichen Amerika-Kitsch rümpfen, kann man nicht leugnen, daß es Walt Disney und seinen Nachfolgern gelungen ist, tief ins Bewußtsein der Menschheit einzudringen. Und was spräche dagegen, eine riesige, knallbunte und freche Mickey Mouse, der rätselhaften Sphinx von Gizeh, dem stolz-pathetischen David von Michelangelo oder den zahllosen Bismarckdenkmälern in Deutschland gegenüberzustellen?

Innerhalb der modernen Massendemokratien, die auf der Basis der Gleichberechtigung aller Menschen, damit auch aller Geschmäcker und Meinungen, beruht, wirkt das alte, akademisch abgesicherte, übertrieben elitäre und einseitige Kunst- und Kulturverständnis des 19. Jahrhunderts nur noch als ferne Erinnerung nach. Niemand konnte verhindern, daß sich konsequenterweise die mehr oder weniger triviale Massenkultur mit ihrer bunten Vielfalt – zunächst unter dem Einfluß Englands, später Amerikas – als neue Volkskultur im 20. Jahrhundert entwickelte und etablierte.

- 93–96. Disneyland, Paris, 1988–1992.
 93. Blick auf das zentrale Dornröschenschloß.
 94. Mickey-Mouse-Figur.
 95. Goofy-Figur beim zentralen Brunnen.
 96. Häuser und Dachlandschaft in der Umgebung des Dornröschenschlosses.



Die Theater- und Show-Bühnen in London, am New Yorker Broadway und in Las Vegas definierten die Unterhaltungskultur viel offener, bunter, jahrmarkthafter und ungehemmter als die Europäer. Schauspiel, Gesang, Musik, Zirkus, Variété, Mode, Werbung und Kunst vermischten sich in bisher unbekanntem Ausmaß. Vergnügungssucht mit unterschwelliger erotisch-zotiger Würze, melodramatischem Charme und viel drastischer Veralberungskomik spielten als Hauptmotoren der Erwachsenenlust – wie zu allen Zeiten – eine wichtige Rolle. Offen vorgespülte Balz- und Verführungsspiele mit viel Verwirrung und Seitensprungelan im Voyeursbereich. Verführungstänze zum Glück. Überzuckerung des manchmal langweilig-eintönigen Arbeitsalltags mit Vergessenssahne und Happy-End-Gewißheit. Einzig die Wiener Operetten des 19. Jahrhunderts und der beginnenden Neuzeit könnten als Vorformulierungen der schmissigen, effektvollen, manchmal auch sentimentalischen Musicals, Shows und Revuen gelten. Sie alle wollten die Herzen der Zuschauer im Sturm erobern. Klassische Langeweile und dröge Bildung waren verpönt. Popgruppen wie die Beatles, Rolling Stones oder Bee Gees füllten mit ihren stampfenden Rhythmen und eingängigen Ohrwürmern riesige Säle, Freilichtareale (Woodstock) und Fußballstadien. Aber nicht nur die Musik, auch Fußball- und Baseballspiele waren wichtig. Am Wochenende tobten sich hier vor allem die jungen Männer aus. An den gleichen Orten rückten – etwa bei Europa- oder Weltmeisterschaften – sportliche Leistungen in den Vordergrund des begeisterten Zuschauerinteresses, gepaart mit dem Wunsch, Zeugen eines Weltrekords, eines Sieges oder eines Unfalls zu werden. Der permanente Todeskitzel begleitet vor allem das Zuschauen von Formel-1-Autorennen mit ihren draufgängerischen Matadoren. Ob man alle diese Ereignisse unter die Rubrik Kultur einstufen kann und soll, darüber läßt sich streiten. Im Grunde bleiben bei den Rennstrecken-Ereignissen nur die Straßen mit ihren Kurven und Geraden und die rasanten, bis zur äußersten Leistung hochgezüchteten Autos als Zeugen und potentielle Denkmäler zurück. Die Namen der überlebenden Sieger und Weltmeister wechseln nach einigen Jahren. Sie sind austauschbar. Den tödlich verunglückten Sportlern und Rennfahrern wird manchmal ein längeres Andenken gewidmet. Sie haben sich stellvertretend geopfert und sind zu Märtyrern aufgestiegen.

In Amerika gab es die Probleme mit der Massenkultur nicht. Da die Nation als Vielvölkergemisch aus oft analphabetischen und ungebildeten Immigranten zusammengelagert wurde, konnte auf hochmütig-akademische Traditionen und übertriebene Geschichtslastigkeit verzichtet werden. Jeder mußte bei Null beginnen. Privilegierter Adel existierte nicht. Vor allem in Deutschland, dem Land mit der schwergewichtigen Kulturtradition, war der Blick auf die amerikanische Unterhaltungswelt von Anfang an skeptisch bis ablehnend. So wurden etwa Hollywoodfilme gern als Erfolgsware und Unterhaltungsgaranten konsumiert, aber gleichzeitig, besonders von den Kritikern der größeren Zeitungen, verachtet. Man setzte die kulturelle Maßlatte höher und wollte auf eine marmorne, tiefschürfende Kulturtradition mit viel Bildungswissen, auf die manchmal so langweiligen Verirrungen der Klassiker und Denkmalschöpfer nicht verzichten. Die Beschäftigung mit allem, was leicht und unterhaltend erschien, galt als Zeitverschwendung! Trotz der altgedienten





109. Ben van Berkel, Mercedes-Benz-Museum, Stuttgart, 2001–2006. Innengestaltung: HG Merz.
110. Karl Schwanzer, BMW-Museum und BMW-Verwaltungsgebäude, München, 1970–1972.

Die meisten Autodesigner gingen in der Anonymität der Produktentwicklungsabteilungen unter. Sie arbeiteten im Kollektiv, das heute Team genannt wird, wie einst die mittelalterlichen Dombauhütten und Designabteilungen der großen Möbel- und Modefirmen. Die Firmennamen überstrahlen alles und alle. Nur im Modebereich gelten andere Gesetze, wie wir bereits beschrieben haben.

Selten können Autodesigner mit der eigenen Person Reklame für ihr Produkt machen wie die berühmten Modeentwerfer Karl Lagerfeld oder Wolfgang Joop. Der Hauptgrund dafür liegt in den enormen Entwicklungskosten, die nicht von ihnen selbst, sondern von der Firma, bei der sie angestellt sind, getragen werden.

Manchmal werden Interviews mit einzelnen Autodesignern in Tageszeitungen abgedruckt. So etwa in der *Welt kompakt* vom 7. März 2014. Der Journalist Nikolaus Doll traf auf dem aktuellen Autosalon in Genf Laurens van den Acker, den Chef-Designer von Renault. Im Laufe des Gesprächs vertrat der Niederländer einige interessante Thesen.

»Aber wie macht man das, wie entwirft man ein schönes Auto? Laurens van den Acker zögert nicht lange, greift trotz Messerummels zum Stift und wirft mit wenigen Strichen sein Traumauto auf ein Stück Papier. Kraftvoll wirkt es, geduckt wie eine Raubkatze mit Rädern so groß wie die Augen der Figuren in den japanischen Comics. Der Meisterdesigner ist zufrieden, dann erklärt er das Geheimnis schöner Autos. Die Proportionen müssen stimmen. »Das ist wie bei einem Menschen. In unserer Branche hat Design viel mit Menschen zu tun. Ein Auto hat auch ein Gesicht und Schultern. Es kann aufregend wirken, bullig oder einfach langweilig«, sagt van den Acker.

Wer Autos gestaltet, muß auf die einzelnen Regionen der Welt achten. Amerikaner mögen es wie eh und je extra groß, weil dort sowieso alles XXL ist, auch die Wege, die zurückgelegt werden. In Idaho würde man sich mit einem Smart einfach winzig vorkommen. Mit einem Pick-up würde man in Tokio ziemlich deplaziert wirken.«

Die eigentlichen Erfinder der neuen Technik der Benzinmotoren – Gottlieb Daimler und Carl Benz – waren keine besonders begnadeten Formschöpfer und Reklamehelden. Diesen Bereich überließen sie anderen. Ob sie am Ende ihres Lebens ahnten, daß Millionen Autos ihrer Firma auch im 21. Jahrhundert noch weltweit über die Straßen und durch die Städte fahren würden und daß ihr leuchtendes Firmenemblem weiterhin auf vielen Hochhäusern und Türmen kreist?

Schauen wir genauer hin. Wenn man sich mit Gottfried Daimlers Lebens- und Erfindergeschichte befaßt, läßt sich der Kampf um die technische Weltrevolution der individuellen Mobilität gut nachvollziehen. Dokumente und Werkbeispiele aus seinem Leben, dazu Maschinen und Autos der daraus entstandenen Weltfirma Mercedes-Benz sind im 2006 eröffneten Stuttgarter Mercedes-Benz-Museum ausgestellt. Dieses Museum ist – neben dem VW-Museum in Wolfsburg, dem BMW-Museum in München und dem Porsche-Museum in Stuttgart – zum Hauptdenkmal der Autogeschichte aufgestiegen.



Der etwas verquälte, an Frank Lloyd Wrights Guggenheim-Museum erinnernde Bau des Museums in Stuttgart-Untertürkheim wurde vom Amsterdamer UNStudio (Ben van Berkel und Caroline Bos) entworfen. Den eigentlichen Ausstellungsparcour im Inneren gestaltete sehr gekonnt und elegant-effektiv HG Merz mit seinem Stuttgarter Büro.

Ähnlich wie im New Yorker Vorbild fährt man als Besucher zunächst mit dem Aufzug hinauf in das höchste Geschoß, quasi in den Kopf des Denkmals (wie in der Freiheitsstatue). Auf spiralförmigen Rampen führt der Museumsweg abwärts durch die 120jährige Automobilgeschichte bis hinunter ins Erdgeschoß. Die ersten Erinnerungen an die Erfinder-Vergangenheit sind im Kopf, im Gehirn, in den Wolken angesiedelt. Mit jedem Schritt abwärts kommt man der Gegenwart näher. Im Gipfel-Kopf des Museums steht folgerichtig nicht das neueste Automodell der Firma – wie im Münchner BMW-Museum –, sondern ein ausgestopfter Schimmel. Er soll an jene Pferdestärke erinnern, auf die sich bis heute jeder Automotor bezieht: 1 PS. Dahinter ein Rondell-Raum mit zauberhaften Dioramen, die uns Besucher ins 19. Jahrhundert entführen. In der Mitte des Raums steht auf einer Art unterleuchteter, gläserner Tanzfläche das, was man hier vor allem erwartet hat: das erste, originale Kutschenauto Daimlers. Nicht die Marmorbüsten der Automotorerfinder, Daimler und Benz, wurden hier plaziert, sondern ihr Produkt. Die Porträts sind, gemeinsam mit Angaben zu ihren biographischen Daten, an die Seite gerückt.

Alles sieht sehr anmutig und sauber aus. Nichts erinnert an den knatternden Gestank des Anfans. Erst später, weiter unten, wenn man dem legendären Silberpfeil begegnet und den anderen aktuellen Autoschönheiten der Firma, fühlt man sich innerhalb dieses Denkmalsleibs in der Gegenwart angekommen. Die Motoren- und Straßengeräusche hat jeder im Kopf und kann sie in Gedanken einspielen.

Gottlieb Daimler wurde 1834 im beschaulichen Städtchen Schorndorf bei Stuttgart geboren. Sein Vater war Bäcker und besaß nicht genügend Geld, um dem Sohn eine gehobene Ausbildung zum Beamten zu ermöglichen. Deswegen wurde Gottlieb Daimler, nach Abschluß der Elementar- und Lateinschule, in die Lehre zu einem Büchsenmacher ins Nachbarhaus geschickt. Mit Explosionen in Rohren hatte er also schon früh zu tun, mit der sorgfältigen Präzisionsarbeit an Metallstücken ebenso. Sein Gesellenstück – eine doppelläufige Pistole – hat sich leider nicht erhalten. Sie ging in den Wirren des Zweiten Weltkriegs verloren.

Die erfolgreich abgelegte Gesellenprüfung erlaubte ihm den Besuch der gewerblichen Fortbildungsschule in Stuttgart. Wohnen konnte er als Untermieter bei einer mit seinem Vater befreundeten Bäckersfamilie. Ein Stipendium ermöglichte es ihm anschließend, zwischen 1857 und 1859, Maschinenbau am Stuttgarter Polytechnikum zu studieren. Einige seiner Mitstudenten stiegen später zu erfolgreichen Fabrikgründern auf: Friedrich Voith in Heidenheim und Heinrich Streib in Geislingen (WMF).

In Stuttgart hatte Daimler mit dem Königlich Württembergischen Regierungsrat und Leiter der Zentralstelle für Handel und Gewerbe, Ferdinand Steinbeis, einen wichtigen Förderer gefunden. Er unterstützte ihn vor allem mit Reisestipendien. So führten ihn ausgedehnte Arbeitsaufenthalte nach England, wo er die neuesten Industrieunternehmen und Maschinen sehen und studieren konnte. 1863 kehrte er nach Deutschland zurück und arbeitete in Geislingen, Reutlingen, Karlsruhe, später in Köln-Deutz als leitender Ingenieur.

In Reutlingen hatte er seinen lebenslangen, zehn Jahre jüngeren späteren Mitkonstrukteur Wilhelm Maybach kennengelernt. Ihn nahm er mit nach Köln-Deutz, wo Daimler nach kurzer Zeit in der Firma von Nikolaus Otto, dem Entwickler des gasbetriebenen Ottomotors, zu einem der Direktoren aufgestieg. Aber Otto zeigte wenig Verständnis für Daimlers Idee, einen Benzinmotor zu entwickeln, und die beiden Männer stritten sich häufig. Schließlich schickte man Daimler nach Rußland, um die dortigen Markt- und Produktionsbedingungen zu untersuchen. Als er nach Köln zurückkehrte, brach der Streit erneut aus, und Daimler kündigte – gemeinsam mit Wilhelm Maybach – seinen Direktionsposten, allerdings zu sehr günstigen Konditionen. Er erhielt eine riesige Abfindungssumme, die ihn schlagartig zu einem reichen Mann machte.

1882 zog Daimler mit seiner Frau und fünf Kindern nach Bad Cannstatt bei Stuttgart, wo er eine stattliche Villa in der Nähe der Kurbäder erwarb. Da er und seine Frau herzkrank waren, versuchten hier beide, ein gesundes Leben zu führen. Aber seine Benzinmotorenidee ließ ihn nicht los. Gemeinsam mit Wilhelm Maybach, den er mit einer größeren Geldsumme am zukünftigen Daimlerunternehmen beteiligte, machte er sich zielstrebig und besessen an die Verwirklichung eines zukünftigen Autos. Daimler baute ein Glashaus im Park seiner Villa zur Werkstatt um und verbrachte darin die meiste Zeit. Da er wußte, daß andere Erfinder und Tüftler – etwa Carl Benz (dem er nie begegnete) in Mannheim – an ähnlichen Projekten arbeiteten, unterlag alles, was hier geschah, strengster Geheimhaltung.



111. Mercedes-Benz R 230 (SL), Version 2008–2011.
(Photo: <http://www.listofimages.com/mercedes-benz-sl-roadster-r230-car.html>)

Renate und Karl-Otto Völker berichten in ihrer Gottfried-Daimler-Biographie über einen kuriosen Vorfall aus jener Zeit:

»Das weckte vor allem bei Daimlers Gärtner, einem Mann namens Weinbuch, irgendwann heftiges Mißtrauen.« Er glaubte, daß im Glashaus Falschmünzer am Werk seien und alarmierte die Polizei.

»Eines Nachts dringen Weinbuch und zwei Polizeibeamte dann tatsächlich in die vermeintliche Falschmünzerwerkstatt ein ... Der Cannstatter Polizeiunteroffizier Johann Sieger schreibt später ins Protokoll: ›Hier wird kein Geld gemacht, denn die Hauptsache, die Stanze, fehlt! Der Gärtner schämt sich, daß er seinen Herrn in einen solch falschen Verdacht gebracht hatte.« Daimler entließ den Verräter übrigens nicht. Er durfte weiter in seinem Park als Gärtner arbeiten.

1883 meldete Gottlieb Daimler als erstes eigenes Patent einen kleinen, schnelllaufenden Benzinmotor an. 1885 folgte ein zweites Patent für eine verbesserte Version, die er in ein Motorrad einbaute und Reitwagen nannte. 1886 bestellte er bei einem Stuttgarter Wagenbauer eine Kutsche ohne Deichsel und baute den neuen Motor ein. Bei den ersten Fahrversuchen im hauseigenen Park erreichte diese Motorkutsche immerhin 16 Stundenkilometer. Zur gleichen Zeit machte übrigens Carl Benz seine eigenen Versuchsfahrten mit einem dreirädrigen Motorwagen.

Von nun an ließ sich die Neuentwicklung nicht mehr geheimhalten, und Daimler wagte sich, nachdem er eine offizielle Genehmigung erhalten hatte (den Führerschein gab es damals noch nicht), manchmal hinaus auf die Stuttgarter Straßen. Die ersten lärmigen und stinkenden Fahrversuche stießen bei der Bevölkerung nicht gerade auf viel Gegenliebe.

Renate und Karl-Otto Völker zitieren in ihrem Buch aus dem zeitgenössischen Bericht einer Dame, die diese Anfänge als junges Mädchen miterlebt hat: »Der leibhaftige Teufel ist auf der Straße. ›Da sind ja gar keine Pferde dran‹ sagt die kleine Hedwig staunend, als sie mit ihren sechs Jahren vor der riesigen schwarzen Motordroschke steht. Das Vehikel soll sie und ihre Eltern an diesem Sonntagmorgen im Jahr 1899 nach Welzheim bringen. Jetzt, kurz vor der Abfahrt, gibt dieser Umstand auch ihrem Vater, der bis dahin den Mutigen gespielt hat, mehr und mehr zu denken ... Kaum sind die drei zögernd in die Motorkutsche des Herrn Medizinalrats geklettert, macht das Gefährt auch schon einen gar nicht so sanften Ruck und rollt mit lautem Geknatter durch die Straßen Stuttgarts. Es wird schon gut gehen, denkt der Vater ...

Die Autodroschke sah kein Haar anders aus als eine Pferdekutsche, nur ohne Deichsel. Es puffte, krachte und knatterte ... Merkwürdig war das schon, fast wie in einem Märchen: auf dem Kutscherbock eines Wagens zu sitzen, dahinzufahren und vor sich, statt der gewohnten Pferde, nichts zu haben, rein gar nichts! Nur leere Luft – und dennoch vom Fleck zu kommen, als würde man gezogen!«

1887 begann Gottfried Daimler mit der Serienproduktion seiner Motoren in Bad Cannstatt. 1889 wurde sein erster Stahlradwagen auf der Weltausstellung in Paris gezeigt. Auch Carl Benz war dort mit seinen Produkten vertreten. Im Schatten des spektakulären Eiffelturms hielt sich die Resonanz des Publikums in Grenzen, zumal der Haß auf die Deutschen und deren Produkte

nach dem Krieg von 1870/71 immer noch virulent war. Nur einzelne Interessenten erkannten das revolutionäre Potential und vergaßen ihre Abneigungen. Bereits im Jahr 1886 hatte der Belgier Eduard Sarazin bei Daimler die Lizenzen für Belgien und Frankreich erworben. Kurz bevor er 1887 starb, bat er seine Frau, weiter mit Daimler zusammenzuarbeiten. Louise Sarazin trat seine Nachfolge mit großem Elan an. Sie reiste zu Daimler nach Bad Cannstatt und übernahm die Generalvertretung der Firma in Frankreich. Frankreich war das ideale Land für die aufkommende Autobegeisterung, da es hier ein hervorragend ausgebautes Straßennetz gab.

Nach seinem Auftritt in Paris wuchs Daimlers Firma, er stellte Arbeiter ein, suchte nach größeren Produktionshallen. Um an notwendiges Kapital zu kommen, baute er die Firma zur Aktiengesellschaft um, verlor dabei jedoch zunehmend an Einfluß. 1894 mußte er sogar sein eigenes Unternehmen verlassen, kehrte aber – auf Druck eines englischen Lizenznehmers – 1895 wieder zurück.

Ein merkwürdiger Mann mischte sich während dieser Phase in das Leben Daimlers und den Verlauf der Geschäfte ein: Es war der Österreicher Emil Jellinek. Der Sohn eines angesehenen Wiener Rabbiners besaß schon als Kind einen starken Hang zu Schauspielerei und Hochstapelei. Da er nur Unsinn im Kopf hatte, wurde er auf keiner Schule lange geduldet. Eigentlich hätte er als Großmaul und Angeber, der es mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm und jedem Gesprächspartner Lügenmärchen erzählte, den Beruf eines Schauspielers ergreifen sollen. Statt dessen wurde er aus Gründen, die niemand genau kennt, Handelssekretär an der kaiserlich-königlichen Botschaft Österreichs in Marokko. Obwohl er dort zwölf Jahre lang nur Briefe schreiben mußte, trat er nach außen hin so auf, als sei er der Botschafter persönlich. Zurückgekehrt nach Wien, gelang es ihm, Agent einer französischen Versicherungsgesellschaft zu werden und einen gewissen Reichtum anzuhäufen. In Baden bei Wien, wo er recht vornehm wohnte, lief er das ganze Jahr über mit einem weißen Tropenhelm herum, weshalb die Mitbürger ihn als verrückten Engländer bezeichneten. Da er Kälte nicht ausstehen konnte, verbrachte er die Winter mit seiner Familie in Nizza, wo er ein Zweigbüro eingerichtet hatte. 1889 kam seine Tochter Mercédés Adrienne Ramona Manuela zur Welt. Ihr Name wird – wie wir wissen – noch Firmen- und Weltgeschichte schreiben.

Der Kontakt mit Gottlieb Daimler kam zustande, weil sich Emil Jellinek für moderne Technik und Autos interessierte. Kaum hatte er in Paris die neuesten Daimler-Modelle gesehen, machte er sich auf den Weg nach Bad Cannstatt und traf den Erfinder in seinem Büro. Mit großer Begeisterung schwärmte Jellinek dem bodenständigen Schwaben von seinen Autoverkaufsvisionen auf dem künftigen Weltmarkt vor. Er versuchte, ihn dazu zu überreden, schnellere, größere und luxuriösere Autos zu bauen und versprach ihm großmütig, dafür Kunden in der vornehmen und reichen Gesellschaft Frankreichs zu vermitteln. Jellinek wollte Autorennen anregen und dafür sorgen, daß Daimler-Modelle siegen. 1894 fand das erste Rennen von Paris nach Rouen statt. Von den 102 angemeldeten Fahrzeugen standen schließlich nur 21 am Start. Natürlich trug ein Daimler-Modell den Sieg davon, und Jellineks Devise lautete nun: »Siege machen weltberühmt! Man kauft die siegreiche Marke und wird sie immer kaufen!«

Das Interessante an dieser Begegnung war, daß Daimler auf Jellinek einging, dessen Versprechen sich fast alle bewahrheiteten. Der Österreicher hatte eine strategisch genial funktionierende Werbeidee in die Welt gesetzt und in Daimler einen Partner gefunden, der ihm vertraute und ihn – neben Louise Sarazin – 1898 sogar offiziell als Vertriebsleiter einsetzte. Die reichen Kunden standen von nun an Schlange, und Daimler stieg – im Gegensatz zu Benz – schnell zu einer weltberühmten Automarke auf.

Bei den jährlich im Februar stattfindenden Autorennen in Nizza war es üblich, die Fahrer unter einem Pseudonym anzumelden. 1898 wählte Jellinek dafür den Namen seiner Tochter Mercédés. Nachdem der Sieg wie immer an die Firma in Bad Cannstatt fiel, schlug er Gottlieb Daimler vor, das Auto und die ganze Firma von nun an Mercedes zu nennen. Ohne diese exotisch-erotische Namensaufladung der neuen technischen Sehnsuchtsobjekte (Nachfolger für ihre hochgezüchteten Rennpferde) wäre die Firma nicht so schnell zu Weltruhm aufgestiegen. Natürlich gab es in Bad Cannstatt zunächst Gegenstimmen. Aber schließlich konnte man sich auf den Namenskompromiß Daimler-Mercedes einigen.

Jellinek blieb ein Unruhegeist und stellte immer neue Forderungen nach Schnelligkeit und eleganten Formen. Seine Vermittlerfunktion zwischen Firma und Kunden erreichte 1902, zwei Jahre nach Gottlieb Daimlers Tod, ihren Höhepunkt, als er die gesamte Jahresproduktion von 100 Autos orderte. Danach sank sein Einfluß kontinuierlich. Dennoch blieb er der Firma bis 1908 treu, schlug die Werbetrommel und beschaffte Kunden. Danach verlor er, bedingt durch Mißerfolge, langsam das Interesse und zog sich aus dem Geschäft zurück. Als Nachfolger empfahl er seinen Landsmann Ferdinand Porsche. »Daimler-Motoren interessierten Jellinek nun nur noch als Antrieb für

Johann Strauss (Vater). Selbst Wolfgang Amadeus Mozart, der einst in einem anonymen Massengrab verscharrt wurde, soll hier (symbolisch) beerdigt sein.

Als ich im Oktober 2013 zum wiederholten Mal dem Zentralfriedhof einen Besuch abstattete, ließ ich mich von einem Taxi über alle Wege fahren. Den Toten-Broadway hinauf und die verschiedenen Avenuen kreuz und quer hinunter. Durch ein herabgelassenes Fenster machte ich meine Photos. Obwohl seit dem Krieg, der dem Zentralfriedhof heftig mit Bombeneinschlägen zugesetzt hatte, wieder stattliche Bäume, Alleen und Wälder gewachsen sind, überwiegt an den meisten Straßen und Wegen trostlose Wiesen- und Grabstein-Eintönigkeit. Hier herrscht keine Romantik wie etwa auf den Salzburger Friedhöfen oder in manchen Bergfriedhöfen der Schweiz (beispielsweise rings um das romantisch-einsame Grab Rilkes an der kleinen Kirche von Raron im Rhonetal). Hier überwiegt die Masse, gleichzeitig die Hilflosigkeit der Überlebenden. Auch wenn wir stehen bleiben, kurz parken und die Namen mit den Lebensdaten lesen, erfahren wir nichts über deren Leben. Früher standen wenigstens – außer den Namen – noch die Berufsbezeichnungen auf den Steinen: Obermedizinalratswitwe, Privatier, Hotelier, Direktor, Kaufmannswitwe und so weiter. Mag sein, daß solche Grabsteine auch hier zu finden sind, aber sie gehen in der Weite und Masse unter. Nur selten tauchen in den älteren Bereichen die im 19. Jahrhundert üblichen Grabskulpturen auf: Steinengel, Marmorschalen, abgebrochene Säulen und andere Ruinenandeutungen, Sanduhren, Sessel mit aufgeschlagenen Steinbibeln, Madonnen aus Marmor, Kruzifixe, Löwen, Adler, Lämmer, Friedenstauben, betende Hände, trauernde Frauen mit Kindern, Fanfarenengel, Siegesengel in Nachthemden, Steinsärge mit halbgeöffneten Deckeln, Schiffe, Anker ...

Dafür muß sich die Friedhofsverwaltung heute den anderen Konfessionen öffnen. Wien war als Zentrum eines Vielvölkerstaats schon lange eine extrem multikulturelle Stadt. Hier lebten und leben, neben den Katholiken und Protestanten, auch Muslime, Russisch-Orthodoxe, Juden, Buddhisten und Mormonen. Inzwischen wurden allen Religionsgemeinschaften eigene Grabzonen mit eigenen Tempeln und Andachtsstellen zur Verfügung gestellt.

Im Bereich der alten jüdischen Abteilung scheint keine Grabpflege geduldet zu werden. Alle Gedenksteine werden von wildem Wein, Efeu oder Gräsern überwuchert. Manche Gräber sind kaum noch zu sehen und erinnern mit ihrem Blattwerk an struppige Märchenwesen. Bäume und Stauden drängen aus den Zwischenräumen in die Höhe. Andere Grabsteine sind umgefallen, liegen kreuz und quer und bilden, sofern sie zu erkennen sind, chaotische Ruinenlandschaften.

Ich lasse meinen Fahrer anhalten und versuche, an verschiedenen Stellen in die eingewucherten Bereiche einzudringen. Wunderbare Romantik, die das Totenreich in einen rätselhaft-grünen Dschungel mit Steinresten verwandelt hat.

Über die Unversehrtheit mancher schwarzer Granitblöcke staune ich. Die Goldinschriften sind, trotz ihrer hundert Jahre, noch genau zu lesen. Bekannte jüdische Namen tauchen auf: Strauss, Bloch, Kahn, Nesselstein, Wallerstein, Böhmenzug, Nieselgrau, Meier usw. Nur auf einem Grabstein kann ich zwei abgelegte Kiesel entdecken. Nur dieses Grab hat in letzter Zeit Besuch erhalten. Alle anderen Familiengräber wirken verwaist. Die Angehörigen wurden ins Exil vertrieben oder umgebracht.

Anschließend lasse ich mich zum berühmten Krematoriumsbau von Clemens Holzmeister bringen, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite liegt. Durch einen weiß verputzten Torbau betritt man einen großen Innenhofgarten, der weitläufig von einem Klostergang umgriffen wird. Eindrucksvoll die expressionistisch-gotischen Bögen, die sich zum Innenhof öffnen. In den geschlossenen Außenwänden sind Urnenfächer mit dreieckigen Namenstafeln eingelassen. Manchmal liegen oder stehen echte Blumen davor. Leider verhindern Bauzäune im Augenblick das freie Herumgehen im Innenhofgarten. Überall wird renoviert und gebaut.

Als ich mich hinter dem Krematoriumsgebäude umschaue, stoße ich auf moderne Wegschilder, die auf aktuelle Urnenbeisetzungszone hinweisen. Dort steht zu lesen: Waldfriedhof, Wiesengartenfriedhof, Staudenfriedhof und Baumfriedhof.

Todesanzeigen

Der Begriff Friedhof hat sich emanzipiert wie so vieles. Frieden mag hier noch herrschen, aber auch Schweigen, Ausdruckslosigkeit und Anonymität. Früher gehörte der Totenbereich – wie der Denkmalsbereich generell – zur wichtigen Ausdruckszone der Künstler. Die größten Heroen befaßten sich damit, Michelangelo etwa mit seinen Medici-Gräbern und auch Boullée (Newton-Kenotaph) oder Schinkel mit seinem Grabmal für die Königin Luise.

123. Denkmal für den verstorbenen Michael Jackson. Errichtet von Fans vor dem Hotel Bayerischer Hof, München, 2009.



Nach dem Ersten Weltkrieg überwogen die Künstleraufträge im Kriegsgräberbereich. Ernst Barlach und Käthe Kollwitz schufen Meisterwerke. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlosch das Interesse der Künstler generell an der Totenkultur. Es galt als zweitrangig und unwichtig. Man wollte sich nur noch mit den eigenen Träumen und Obsessionen befassen. Wenige Bildhauer wie Fritz Wotruba und Walter Pichler nahmen das Friedhofsthema ernst. Die anderen bevorzugten private Befreiungen in abstrakten Zonen. Dafür besetzten Heerscharen von künstlerisch durchschnittlich arbeitenden Steinmetzen das Grabgeschäft. Sie siedelten sich mit ihren Werkstätten gern in der Nähe von Friedhofseingängen an, neben den Blumenläden, die auch Kränze mit den üblichen Schleifen im Angebot haben.

Inzwischen sind unzählige standardisierte und kostengünstige Grabsteinangebote im Internet zu finden, die man problemlos per Mail bestellen kann. Sie werden nach kurzer Zeit ins Haus oder auf den Friedhof geliefert. Die Kunst spielt bei der Gestaltung keine Rolle mehr, eher der schlechte Geschmack.

Im Kasseler Museum für Sepulkralkultur läßt sich die Geschichte dieses Niedergangs studieren. Das Wiener Bestattungsmuseum, das bisher in der Goldeggasse untergebracht war, zieht im Augenblick auf den Zentralfriedhof um und richtet dort seinen neuen Standort im Keller der Aufbahrungshalle 2 ein.

Beim Blick auf die moderne, zeitgenössische Malerei fällt die Abwesenheit des Sterbens und des Todes ebenfalls auf. Dabei beherrschte das Thema über Jahrhunderte die Künstlerphantasien: *Apokalypse* von Dürer, *Totentänze* von Holbein, Goyas *Desastres dela Guerra*, Caspar David Friedrichs *Friedhöfe*, Böcklins *Toteninsel*, Munchs *Sterbende*, George Grosz', Max Beckmanns und Otto Dix' *Kriegsbilder* aus dem Ersten Weltkrieg und Picassos *Guernica* aus dem Zweiten Weltkrieg.

Nur wenige Künstler des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts haben sich mit Unfällen, Kriegssituationen und anderen gewaltsamen Sterbeszenen befaßt. Etwa Andy Warhol in seinem *White car crash*, *19 Times* von 1963 und im *Electric Chair* von 1967, außerdem Edward Kienholz. Die Österreicher waren auf diesem Gebiet ebenfalls aktiv: Arnulf Rainer, Walter Pichler und Hans Hollein. Dokumentationen von Kriegen, Attentaten und Katastrophen überließ und überläßt man lieber Photographen und Dokumentarfilmern. Sie erscheinen nur kurz als Memorials im Fernsehen oder im Internet und verschwinden dann wieder.

In modernen Erzählungen, Romanen und Spielfilmen kommen Sterbeszenen und Beerdigungen dagegen oft vor. Fast keine Familiengeschichte – wie etwa *Die Buddenbrooks* – läßt das Sterben aus. In jedem Krimi (*Tatort*) und Western wird unentwegt geschossen und gestorben. In den James Bond-Filmen gehören die Verfolgungsjagden und Tötungen von Menschen zu den nahezu rituellen Vorgängen. Beerdigungen werden dabei seltener gezeigt. Menschen schauen anderen Menschen offensichtlich gern (jedenfalls im Kino und Fernsehen) beim ästhetisch schön

Internet. Dort stünde sein Lebenslauf, von ihm selbst, von Angehörigen oder von seinen Kindern verfaßt.

Die alten, bisher üblichen Friedhöfe würde es nur noch als historische Reminiszenz, als Memorials geben. Körperbestattungen würden irgendwann ganz verboten sein. Sie nehmen zuviel Platz weg und sind in der Nähe der Städte – nach wie vor – unhygienisch.

Schon jetzt haben die Friedhofsverwaltungen in Deutschland und anderen europäischen Ländern Probleme damit, ihre eingeplanten Gräberfelder zu belegen. Mit aufwendiger und teurer Grabpflege will kaum jemand mehr etwas zu tun haben.

Man kann darin eine kulturelle Verkümmerng sehen oder ein Geschenk der Befreiung. Die Wiesen der Friedhöfe blieben als öffentlich-memoriale Parkflächen und persönliche Erinnerungszonen erhalten. Kunstobjekte könnten im Sinne von Land Art diese Friedhofsfriedhöfe verschönern. Gleichzeitig wären Schreine oder durch Mauern, Hecken oder Zäune abgesonderte Zonen denkbar, in die Familien ihre persönlichen Erinnerungsstücke einbrächten. Offene Wiesen, Haine, Wege, Tore, Seen, Wasserfälle, Bänke und Steinfelder übernahmen die Sprache des trauernden Gedenkens. Die persönliche Erinnerung spielte sich – wie immer – im Kopf der einzelnen Besucher ab.

Eine neue Idee für zukünftige Friedhöfe könnte darin bestehen, daß man größere Landschaftsbereiche in Bannwälder verwandelt und mit Zäunen umgibt. Man könnte Stiftungsfonds gründen, über die das Geld zum Kauf der Gebiete gesammelt wird. An den Randzonen würden Urnenbestattungsflächen entstehen, mit oder ohne Namen, je nach Wunsch der Verstorbenen. Im Inneren dieser Bannwälder würde man – wie es sich für diese Art von Landschaftsschutzgebieten gehört – die Natur ganz sich selbst überlassen. Daß heute immer noch Friedhöfe – vor allem als Kolumbarien – geplant, angelegt und gebaut werden, ist erstaunlich. Die Erweiterung der venezianischen Friedhofsinsel San Michele erwähnten wir bereits. In der Nähe von Amsterdam entstand zwischen 2005 und 2006 De Nieuwe Ooster Cemetery, entworfen von Karres und Brands. Neben den geometrisch gefaßten, parallel nebeneinanderliegenden Teichen und Wiesenflächen wirkt vor allem die unregelmäßig geformte Urnenanlage aus langezogenen Innenhofgebäuden mit angeschrägten Dachflächen ungewöhnlich. Auch das 2012 vollendete Lakewood Garden Mausoleum in Minneapolis, entworfen vom Architekturbüros HGA, kann wegen seiner harmonischen Einbettung in eine sanfte Wiesen- und Wasserbeckenlandschaft als besonders gelungen bezeichnet werden. Dagegen erinnert das neue Krematorium in Parma, das nach Entwürfen von Paolo Zermani erbaut und 2009 eröffnet wurde, an klassische Tempelanlagen. Eine strenge, hohe Mauer, die an ein Gefängnis denken läßt, umgibt die Anlage mit ihrem vollkommen kahlen, baumlosen Innenhof. Selbst die introvertierte, hohe Verabschiedungshalle mit ihrem kargen Oberlicht strahlt das ernste Pathos griechisch-römischer Tempel aus. Ebenso streng ist der neue Silvi Friedhof, der zwischen 2007 und 2009 nach einem Entwurf von Giovanni Vaccarini in Teramo erbaut wurde. Die italienisch-katholische Tradition verhindert eine Friedhofsöffnung zu freien Wiesenflächen und locker eingestreuten Urnenfeldern. Noch immer überwiegt hier das Urnen-Hochhausprinzip.

In Deutschland hat sich die Tendenz zur freien Parklandschaft durchgesetzt. Erweiterungen erübrigen sich. Nur manchmal sind Neubauten von Kapellen und Krematorien notwendig. Eindrucksvoll gelungen ist die neue Begräbniskapelle der Architekten Gunther Bayer und Peter Strobel in Ingelheim. Der mit Naturstein verblendete Bau wurde 2012 eingeweiht. Eine Mauer mit Toreingang definiert den eigentlichen Gedenkbereich. Das bestimmende Gebäude ist die Kapelle, deren geschlossene Giebelwand aus der Umgebungsmauer herauswächst. Mit ihrem hohen und steilen Giebeldach, das in einem schmalen Lichtschlitz Richtung Himmel endet, gelingt es dieser Architektur, dezent auf den metaphysischen Zustand der Beerdigungsvorgänge hinzuweisen.

In Japan, dem Land der Meditation und der symbolischen Gärten, wird ebenso weiter baulich über Tod und Beerdigung nachgedacht. Jedes Jahr kommen neue Tempel, Schreine, Verabschiedungshallen, Krematorien und Friedhofsanlagen dazu. Vor allem das in vielen Zeitschriften und Internetplattformen veröffentlichte Krematorium mit Verabschiedungshalle in Kedainiai, entworfen vom Architekten Biuras Natkevicius, ist bemerkenswert. Es stellt sich als herber, mit kahlen, leeren Fensterlöchern aufgelockerter Betonblock dar. Besucher können das Innere nur über einen schmalen Zugangsspalt betreten. Die introvertierten Abschiedsräume sind dunkel und werden nur durch wenige Lichttritzen beleuchtet. Beim Betrachten der Photos wird manchem Beobachter die legendäre Kirche des Lichts aus den Jahren 1987/89 des berühmtesten japanischen Architekten der Gegenwart, Tadeo Ando (1941 geb.), einfallen. Er realisierte in seinem düsteren Sichtbetonbau ein Lichtkreuz, indem er fast alle übrigen Wände schloß und nur durch ein Fenster, das die Form eines schmalen Kreuzes hat, Licht einfallen läßt.

Zusammenfassung und Ausblick

Jedem Menschen ist es freigestellt, seine eigenen autobiographischen Lebensereignisse aufzuschreiben und im Internet zu verbreiten. Für die Allgemeinheit und den öffentlichen Raum werden diese Aufzeichnungen kaum eine Rolle spielen. Hier ziehen nur besonders furchtbare und grausame Geschichten oder besonders erfreuliche Ereignisse die Aufmerksamkeit der Masse auf sich. Manche dieser Vorgänge haben die Chance, als Denk- und Erinnerungsmäler ins kollektive Gedächtnis einzugehen. Denkmäler entstanden und entstehen in allen gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Bereichen: in den Naturwissenschaften (Entdeckungen), der Technik (Erfindungen), der Medizin, der Kunst, Architektur, Musik, Literatur, im Theater, der Oper, dem Fernsehen, in der Film- und Sportwelt, im Zeitungs-, Zeitschriften- und Fernsehjournalismus und natürlich auch im Internet. Steinerne Manifestationen sind nicht mehr unbedingt notwendig. Oft genügt ein wichtiger Auftritt, eine markante Geste, wie etwa Willy Brandts Kniefall vor dem Denkmal im Warschauer Ghetto, oder die Übertragung der Beerdigung Nelson Mandelas im Fernsehen. Manche Schlager oder Popsongs erreichen Millionen von Menschen auf der ganzen Welt, deren Lebensgefühle und Sehnsüchte sie ausdrücken. Durch ständige Wiederholung verschmelzen sie denkmalswürdig mit den Biographien ihrer Hörer. Als Beispiele mögen die Songs von Mick Jagger und Keith Richards *I Can't Get No Satisfaction* (1965) oder *Let It Be* von John Lennon und Paul McCartney (1970) dienen.

Zusammenfassend kann man sagen, daß es in der Weltgeschichte noch nie so viele Möglichkeiten der Bild- und Ereigniskonservierung, damit der permanenten Vergegenwärtigungs- und Erinnerungsmöglichkeiten (woraus Memorials geschaffen sind) gab wie heute. Die allgemeine Zugänglichkeit wurde durch das Internet geschaffen. Dort wächst dank Google, unzähliger anderer Institutionen und Millionen von privaten Internetnutzern ein zukünftiges Weltbewußtsein und damit ein Weltgedächtnis mit Denkmalscharakter heran. Vielen Zeitgenossen ist klar, daß die inflationäre Bilderflut unser Bewußtsein zu ertränken droht.

Die meisten Menschen bleiben im Bilderstrudel – trotz Internet, Google, Tageszeitungen, Fernsehen und all den anderen Informations- und Kommunikationsforen – allein. An positiv gestimmten Tagen sieht man die Dinge gelassen und hofft auf erfreuliche Nachrichten und private Erfolge, an negativ gestimmten spürt man die eigene hilflose, manchmal wutbereite Ohnmacht. Man sucht nach Gesprächen mit Gleichgesinnten. Man geht online, klickt und klickt. Man versucht permanent, Meinungen untereinander auszutauschen. Dennoch ist man einsam. Niemand kann das globale Geschehen und die Millionen von Einzelereignissen überblicken, verarbeiten, verstehen oder gar erklären. Niemand hält die Fäden in der Hand, jeder fühlt sich wie ein Spielball der Zeit, des Zeitgeistes, des Fernsehens, des Internets, der gesellschaftlichen Zustände, der öffentlichen Meinung, der Presse, der anderen Menschen – geworfen von Bild zu Bild, von Klick zu Klick.

In diesen Zonen schwimmen unsere wissenschaftlichen Erkenntnisse und zielstrebigem Egoismen zu unscharfen Andeutungen und Bemühungen. Die Wahrheit ist unbekannt. Wir entstehen aus ihr und gehen in sie zurück. Kosmische Schlieren umspielen unsere Körper, unsere Augen und unser Bewußtsein. Ein Leben lang.